Perspektiven und raumordnerische Probleme der Straßenverkehrsentwicklung im deutsch-schweizerischen Hochrheingebiet

Franz Schwendemann, Waldshut-Tiengen

"Heftige Einsprachen der an der Route liegenden Gemeinden" verzeichnen 1760 die Akten des Klosters St. Blasien, als sich das Kloster nach österreichischer Unterstützung umsah, um den nur als Saumpfad mit Pferden zu benutzenden Weg von St. Blasien über Häusern, Höchenschwand, Waldkirch zur vorderösterreichischen Stadt Waldshut als Fahrstraße auszubauen. Trotz der damals berechtigten Sorge vor Durchmärschen des Militärs mit drastischen Folgen für Leben, Hab und Gut war vier Jahre später der Weg zur Vizinalstraße ausgebaut und konnte u. a. zum Posttransport genutzt werden.

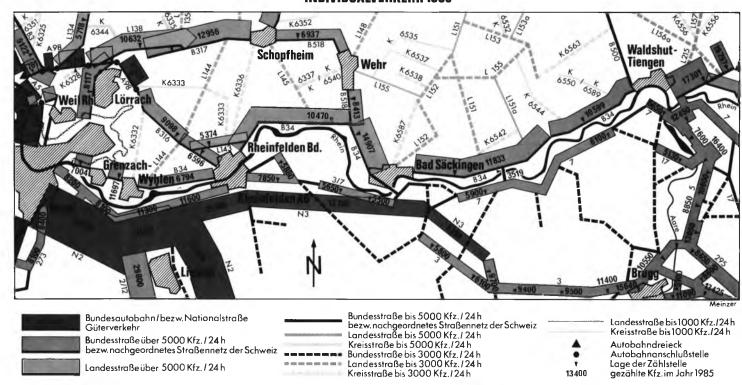
Massive Proteste, Petitionen oder Klagen gegen notwendige, oft sogar überfällige Verkehrserschließungen oder -verbesserungen sind kein ausschließlich auf die vergangenen 20 Jahre beschränktes Phänomen als die "schweigende" Nachkriegsgeneration durch lautstarke, selbstbewußte und umweltengagierte junge Menschen abgelöst wurde.

Weit über die engeren Grenzen des südbadischen Raumes hinaus bekannt wurde jedoch im Hungerjahr 1847 der "Nothschrei" der Bevölkerung und der Behörden des oberen Wiesentales an die Großherzoglich Badische Regierung in Karlsruhe zum Bau der Paßstraße zwischen dem Wiesen- und dem Dreisamtal. Als Dank für den Straßenbauvollzug und als bleibende Erinnerung an diese frühe Bürgerinitiative erhielt der Schwarzwaldpaß zwischen Todtnau und Freiburg später amtlich die Bezeichnung Notschrei.

Heute manifestiert sich das ungeduldige Drängen der Bevölkerung am deutschen Hochrheinufer auf eine leistungsfähige Verbesserung der West-Ost-Straßenverkehrsverhältnisse in den spektakulären und gewaltfreien Aktionen im Rheinfelder Stadtteil Degerfelden. Die durch einen durchschnittlichen täglichen Verkehr von rd. 10 000 Kraftfahrzeugen (Abb. 1) gepeinigten Bewohner sind durch ihre originellen Vorstöße und "happenings" unter dem Motto "Bürger in Not" zum landesweit sichtbaren Zeichen geworden: Sie rufen Bundes- und Landespolitiker gemeinsam mit Regional- und Kreispolitikern auf, endlich aus dem Planungs- und Prozessierzustand zu Fakten - also Fernstraßen mit Verbindungs- und Erschließungsfunktion - zu kommen, die die Lebensverhältnisse in den Städten und Gemeinden verhessern

Die Hochrheinautobahn

Nach den Vorstellungen des Deutschen Bundestages im Bundesverkehrswegeplan 1985, des Landtages von Baden-Württemberg im Generalverkehrsplan 1985 sowie des Regionalplanes Hochrhein-Bodensee 1980 vermag das großräumige Fernstraßennetz Baden-Württembergs den in Zukunft zu erwartenden Verkehrsbedürfnissen nur gerecht zu werden, wenn das Land durch drei Nord-Süd- und mindestens drei Ost-West-Hochleistungsstraßen erschlossen und mit dem europäischen Fernstraßennetz verbunden ist.



Quellen: Verkehrsstärken 1985 Straßenbauverwaltung Stuttgart 1986 Verkehrsbelastung 1985 bzw. 1986 in den Kantonen Basel-Stadt, Basel-Landschaft, Aargau

6

Dabei soll als südliche Ost-West-Verbindung eine Fernstraße den schwierigen topographischen Verhältnissen am Südfuß des Schwarzwaldes angepaßt, weitgehend durch das Hochrheintal geführt werden und die beiden Nord-Süd-Autobahnen A 5 Frankfurt-Basel und A 81 Stuttgart-Singen miteinander verknüpfen.

Landesentwicklungsplan und Regionalplan gehen dabei davon aus, daß die Entwicklung dieser Region in der Weise zu fördern ist, daß der Leistungsaustausch innerhalb der Region und die wirtschaftlichen Kontakte mit den benachbarten Regionen, dem Bodenseeraum sowie den benachbarten schweizerischen und elsässischen Räumen verstärkt werden. Gleichzeitig müssen die nachteiligen Auswirkungen der Grenze für das einheimische Gewerbe und die Industrie verringert werden. Dieser Leistungsaustausch könnte inner- und interregional entscheidend verbessert werden, wenn die Hochrheinautobahn A 98, wie geplant, realisiert würde. Bekanntlich ist die langfristig beste Standortpolitik die zielbewußte Verbesserung der Infrastruktur. Nur so werden auf längere Sicht die ansässigen Industriebetriebe in den rohstoff- und revierfernen Landkreisen Lörrach und Waldshut gehalten werden können. Aus der Sicht der Wohnbevölkerung aber auch der Wirtschaft muß das zukünftige Schwergewicht der infrastrukturellen Maßnahmen am Hochrhein eindeutig im Bereich des Straßenfernverkehrs liegen.

Das Tempo des Fernstraßenneubaus wurde nach 1980 — im Einklang zwischen den Vorstellungen des Bundes und Baden-Württembergs zugunsten eines verstärkten Ausbaues bestehender Strecken zurückgenommen. Der Ausbau hat künftig Vorrang vor dem Neubau. Damit wird ein wichtiger Beitrag zur Eindämmung des Landschaftsverbrauchs geleistet. Aus strukturpolitischen Gründen und zum Abbau bestehender Engpässe kann aber auf den Neubau von Bundesfernstraßen nicht völlig verzichtet werden. Die südlichen Landesteile Baden-Württembergs sind nach wie

vor im weiträumigen Verkehr benachteiligt. Zum Abbau dieser Benachteiligungen ist deshalb eine Netzergänzung dringend erforderlich und zwar in Form der geplanten A 98 zwischen Lörrach und Singen. Dabei müssen der verkehrspolitische Stellenwert, der strukturpolitische Impuls und die Standortvorteile der A 98 im Konkurrenzkampf mit anderen Regionen ausdrücklich hervorgehoben werden! Nur mit der Erschließung durch eine leistungsfähige Fernstraße kann diese Grenzregion ihre Wettbewerbsfähigkeit im größeren europäischen Binnenmarkt erhalten. Deshalb gilt es heute neben den regionalpolitischen Gesichtspunkten einer besseren Verkehrserschließung durch Entlastung von Ortsdurchfahrten vom Durchgangsverkehr auch die sinnvolle Einbindung in das europäische Verkehrsnetz zu beachten.

In Anbetracht der weiterhin steigenden Motorisierungsziffern auf beiden Seiten des Hochrheins geht es auch um die Verkehrsentlastung unserer Städte und Gemeinden durch den raschen, vorerst einbahnigen Weiterbau auf der Trasse der seit über 10 Jahren linienbestimmten A 98. Dabei sind sich die Bevölkerung und die Behörden einig, daß möglichst bald der Durchgangsverkehr mit seinen negativen Auswirkungen hinsichtlich Immissionen und kommunaler Entwicklungsmöglichkeiten aus den geplagten Städten und Gemeinden entlang der B 34 verbannt werden muß.

Im gegenwärtigen Zustand können unsere Bundesstraßen ihre Aufgaben nur unzureichend erfüllen, weil zum einen die Verkehrsbelastung auf der B 34 und der B 316 an der Grenze angekommen ist und weil diese Fernstraßen noch in allen Ortsdurchfahrten zusammen mit dem innerörtlichen Verkehr geführt werden.

Aus den Problembereichen

- Überlastung,
- Unübersichtlichkeit und
- fehlende Durchlässigkeit

ergeben sich Staus und zahlreiche Unfälle. Dies bedeutet: Wohnen, Arbeiten, die Wirtschaftstätigkeit und die Verkehrssicherheit im zentralen Teil der Region Hochrhein-Bodensee werden in unverhältnismäßigem und auf die Dauer nicht zumutbaren Maße nachhaltig beeinträchtigt.

Darüber hinaus benutzt ein beträchtlicher Teil des überregionalen europäischen Transitverkehrs, beispielsweise aus Österreich und Frankreich die deutschen Straßen entlang des Hochrheins um den schweizerischen Schwerverkehrsabgaben zu entgehen.

Es war ein mühsamer Weg für die direktbetroffenen Anwohner und für die Verkehrsteilnehmer, bis beim Bundesminister für Verkehr die Entscheidung fiel, die Verknüpfung der einzelnen, bereits in den 60er Jahren geforderten, Ortsumgehungen zu einer Bundesfernstraße vorzunehmen. Dabei haben folgende Argumente die verantwortlichen Politiker überzeugt:

- Die Belastungszahl 1985 auf der B 34 mit einem durchschnittlichen täglichen Verkehr von über 14 000 Kfz/Tag im Raum Bad Säckingen und rd. 20 000 Kfz/Tag im Raum Lauchringen (Abb. 1).
- Die überdurchschnittliche Zunahme des täglichen Verkehrs zwischen 1975 und 1985.
- Die prognostizierten Belastungszahlen auf einer zukünftigen A 98 von 1200—1500 Kfz/Stunde und Richtung bei Vollausbau.
- 4. Die gefährlichen Ortsdurchfahrten entlang der B 34 mit bis zu 13% Gefälle und mehreren äußerst problematischen S-Kurven im Siedlungsbereich.
- 5. Rund 200 Gefahrguttransporte pro Monat
- 6. Die erschreckenden Unfallhäufigkeiten.
- 7. Die Gutachten Isbary, Schaechterle und Holdschuer I + II sowie Bender + Stahl und
- die überzeugenden, einstimmigen Beschlüsse in den Kreistagen Waldshut und Lörrach.

Während andere Gebiete Baden-Württembergs ihre Straßennetze in Ordnung brachten und bauten, mußte die Bevölkerung am

Hochrhein bis Mitte der 70er Jahre warten, bis der Bedarf durch den Bundesverkehrsminister anerkannt wurde.

Die heute grundsätzlich richtige Forderung "Ausbau vor Neubau" hat dann ihre Berechtigung, wenn eine ausreichende, verkehrliche Grundsubstanz vorliegt, auf der aufgebaut werden kann. Im Hochrheintal ist dies nur auf kurzen Streckenabschnitten der B 34 möglich. Der eigentliche Talbereich ist zu eng und durch konkurrierende Nutzungen bereits belegt. Wenn im Bereich der heutigen B 34 nur ausgebaut werden könnte, indem rechts und links dieser Erschließungsstraße rücksichtslos in die Bausubstanz eingegriffen würde und verstärkt Lärm und Abgase in die Siedlungen eingebracht werden sollten, dann wäre eine solche alternative Planung eindeutig gegen die Bewohner dieser Region konzipiert. Schon bei den derzeitigen Verkehrsverhältnissen würde ein Neubau durch die Siedlungen hindurch zu untragbaren Zuständen führen. Dies wären enteignungsgleiche Eingriffe in ganze Wohngebiete, denn das Wohnen würde unzumutbar.

Selbsternannten Straßenverkehrsfachleuten. die das Erfordernis einer leistungsfähigen Bundesfernstraße am Hochrhein bestritten, erteilte der Verwaltungsgerichtshof Mannheim im Dezember 1987 eine deutliche Abfuhr. Mit ihren Argumenten aus rein örtlichen oder privaten Verkehrszählungen war versucht worden, die überdurchschnittlich hohen Belastungszahlen auf den Straßen am Hochrhein wegzudiskutieren. Ja, es wurde selbst der zweigleisige Ausbau der DB-Hochrheinstrecke und der Stundentakt auf der Schiene (Abb. 2) bemüht, um gegen die überfällige Umgehungsstraße im Norden der zentralen Orte Rheinfelden, Bad Säckingen, Laufenburg und Waldshut anzugehen. Am Hochrhein werden, wie in jeder anderen Region auch, Schiene und Straße und ihre jeweiligen Systemvorteile benötigt: Die Schiene wurde zwischen 1982 und 1987 schwerpunktmäßig für den öffentlichen Personennahverkehr ausgebaut. So steht es in der Ver-

VERKEHRSMENGEN (ÖFFENTLICHER VERKEHR) AUF SCHIENEN IM DEUTSCH-SCHWEIZERISCHEN GRENZRAUM (ZUGPAARE/TAG)

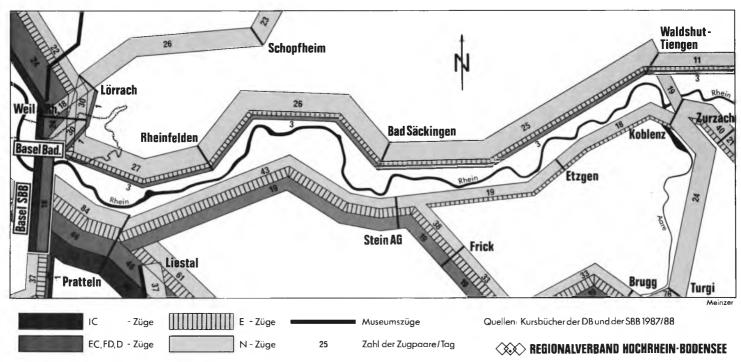


Abb. 2 Verkehrsmengen (Öffentlicher Verkehr) auf Schienen im deutsch-schweizerischen Grenzraum (Zugpaare/Tag)

einbarung zwischen Land, Landkreisen und Deutscher Bundesbahn. Die neue Straße dagegen soll dem Individualverkehr und ganz besonders dem Schwerverkehr von und zu der ansässigen marktfernen Industrie dienen und 60–70% des Durchgangsverkehrs aus den vom Verkehr gepeinigten Ortschaften herausnehmen. Das ist — zusammen mit dem anschließenden Rückbau der B 34 — eine Möglichkeit des Umweltschutzes, den die Bevölkerung endlich verspüren und erfahren will.

Bisher sind 10,7 km der Hochrheinautobahn in Betrieb (Abb. 3). Noch im Jahr 1988 geht die Umfahrung Tiengen im Zuge der A 98 mit dem 1,4 km langen Bürgerwaldtunnel in das Planfeststellungsverfahren. In der grundsätzlichen Zustimmung des Bauherrn, der Bundesrepublik Deutschland, zu diesem millionenteuren, aber umweltfreundlichen Tunnel ist die "Meßlatte" sowohl für die Umweltpolitik der Regierung im Verkehrsbereich, als auch für die Regionalpolitik des schonenden Umgangs mit der Landschaft zu sehen. Der Bauherr Bund wird sich von den Anwälten und den Erben dieser Landschaft noch einige ähnliche Maßnahmen abringen lassen müssen, bevor das Gesamtprojekt gebaut werden kann, zumal den positiven struktur- und verkehrspolitischen Aspekten der Fernstraße und dem regionalpolitischen Erfordernis große Veränderungen in der Landschaft gegenüberstehen, die im Sinne von § 8 Abs. 1 des Bundesnaturschutzgesetzes und § 10 des Naturschutzgesetzes Baden-Württemberg als gravierende Eingriffe in Natur und Landschaft zu werten sind. Wichtige Voraussetzung zur Beurteilung der kommenden Eingriffe ist deshalb die Vorlage eines landschaftspflegerischen Begleitplanes durch den Planungsträger. Darin müssen alle zum Ausgleich der Eingriffe erforderlichen Maßnahmen des Naturschutzes und der Landschaftspflege dargestellt werden. Dieses Gutachten dient den Gemeinden, der Fach- und der Genehmigungsbehörde als entscheidende Beurteilungsgrundlage. Dabei müssen drei Kategorien von Auswirkungen bewertet werden:

- 1. Die anlagebedingten Auswirkungen,
- 2. die baubedingten Auswirkungen und
- 3. die betriebsbedingten Auswirkungen.

Die anlagebedingten Auswirkungen ergeben sich durch die Straße als Bauwerk. Sie umfassen vorrangig die Flächeninanspruchnahme, die landläufig "Flächenverbrauch" genannt wird und die Bildung von Restflächen, die Trennwirkung der Straße, die Veränderungen des Landschaftsbildes und die Beeinflussung des Mikroklimas.

Die baubedingten Auswirkungen sind vorübergehender Natur und ergeben sich als Folge der Bautätigkeit. Sie hängen wesentlich von den eingesetzten Baumitteln und den Bauverfahren ab. Die Belastungen sind jedoch für Forstflächen sowie für Fließgewässer nicht zu unterschätzen, obwohl sie zeitlich begrenzt sind. Folgende Prognose ist jedoch zum gegenwärtigen Zeitpunkt schon möglich: Sollte vorerst nur ein Teilausbau vorgenommen werden, um später das ganze Bauwerk zu vollenden, müßten die Auswirkungen während der Erstellungszeit insgesamt als sehr viel höher prognostiziert werden, als bei sofortigem Vollausbau.

Bei den betriebsbedingten Auswirkungen sind drei Aspekte für die umgebende Landschaft von Bedeutung: Der Verkehrslärm, die Luftverunreinigungen und die Oberflächenwasser von der Straße.

Regional bedeutsame Grenzübergänge, Rheinbrücken, Zollanlagen und die zollfreie Straße Lörrach—Weil am Rhein

Im Luftbild des Hochrheingebietes wirken die markanten Straßenbrücken und Brückenorte wie "schmucke Schnallen, die sich an die Flußtaille klammern". So formulierte der Schweizer Geograph Emil Egli in seiner brilliant bildhaften Sprache die heutige Situation. Die Realität wird jedoch erst bei der Benutzung dieser Brücken sichtbar: Enge, mittelalterliche Stadtanlagen zu beiden Seiten des Rheines und Brücken, die den heutigen Ver-

kehrsverhältnissen nicht mehr gewachsen sind, behindern den ungestörten Verkehrsfluß zwischen den Ufern. Von den älteren Grenzübergängen haben nur Konstanz, Waldshut und Lörrach, obwohl auf beiden Seiten ohne ausreichenden Stauraum, regionalen Charakter, während die Brücken von Diessenhofen, Schaffhausen, Kaiserstuhl, Zurzach, Laufenburg, Bad Säckingen und Rheinfelden fast ausschließlich lokale Bedeutung besitzen. Nur drei verkehrsgerechte Rheinübergänge aus jüngster Zeit bei Stein am Rhein, westlich Bad Säckingen und in Basel verbessern das Bild, das der Tourist und der gelegentlich Durchreisende als Idylle zwar schätzt, das den lebendigen täglichen Austausch von Gütern, Arbeitskräften und Einkaufspendlern iedoch entscheidend hemmt. Neue Straßenverbindungen sind daher zwischen der Bundesrepublik und der Schweiz unumgänglich. Doch noch fehlt zwischen Baden-Württemberg und der Schweiz eine Studie "Brückenstandorte am Hochrhein", die in einer Gesamtschau den grenzüberschreitenden Verkehr zwischen Konstanz und Weil am Rhein analysiert und Lösungsmöglichkeiten aufzeigt, wie es 1970 bereits am Oberrhein geschah.

Zwei internationale Nord-Süd-Achsen stoßen bei Basel bzw. zwischen Schaffhausen und dem Bodensee an den Hochrhein. Sie sind auf schweizerischer Seite verbunden mit den Zentren des Mittellandes, den in den Mittelmeerraum führenden Alpenübergängen und mit der dem Hochrhein folgenden West-Ost-Verbindung, die von Basel bis Frick als Autobahn vier- bzw. sechsspurig ausgebaut ist und ab 1988 durch den Bözberg und über die Aare hinweg mit der N 1 im schweizerischen Mittelland verknüpft wird. Die Straßenplanungen und Neubauten der vergangenen Jahre im Raum Basel konzentrierten sich auf das Netz der Hauptachsen.

Der Autobahnzusammenschluß ist 1980 in der Stadt Basel in Betrieb genommen worden.

das sich immer mehr zu einem grenzüber-

schreitenden System entwickelt hat.

Eine weiträumige Nordumfahrung des Verdichtungsraumes Basel, an der auch die Schweiz sehr interessiert ist, wird vorbereitet: Der Planfeststellungsbeschluß für diese Autobahnquerspange A 861 im Raum Rheinfelden liegt vor. In der Schweiz ist 1985 der Anschluß zur geplanten Rheinbrücke westlich von Rheinfelden in das Nationalstraßenprogramm des Bundes aufgenommen worden, so daß zu Beginn der 90er Jahre mit dieser Querspange gerechnet werden kann. Damit wird neben der Verknüpfung der Fernstraßensysteme Frankreichs, der Schweiz und Deutschlands gleichzeitig auch eine leistungsfähige Entlastung des aus allen Nähten platzenden Autobahnzollamtes Weil Rhein/Basel geschaffen. Die neue Autobahnquerspange Rheinfelden wird somit dem großräumigen und dem regionalen Verkehr

Als Entlastung der beiden beengten Ortsdurchfahrten und als Beitrag zur Altstadtsanierung ist der zwischen den beiden Städten Laufenburg, dem Kanton Aargau und dem Land Baden-Württemberg abgesprochene und abgestimmte neue Rheinübergang oberhalb Laufenburgs zu sehen. Eine Verwirklichung ist jedoch erst in den 90er Jahren möglich.

Noch keinen Eingang in den Bedarfsplan für die Bundesfernstraßen gefunden hat die aus städtischer und regionaler Sicht notwendige Entlastung bzw. der Ersatz der bestehenden Rheinbrücke Waldshut—Koblenz mit beengter Zollabfertigung und zu kleinem Stauraum. Hier wird der Neubau eines Rheinübergangs von der K 130 bzw. T 5 bei Felsenau/Full oder Koblenz zur B 34 in Waldshut-Tiengen notwendig, obwohl die heutige Straßenbrücke erst 1932 als Furtersatz — und 73 Jahre nach der Eisenbahnbrücke — errichtet wurde.

Im Interesse einer baldigen Verkehrsentlastung von Weil am Rhein und Lörrach wird der Bau der 4,1 km langen zollfreien Straße im Auftrag der Bundesrepublik nun mit Nachdruck betrieben. Die Grundlage ist die



Abb. 3
Hochrheinautobahn
Wiesentalquerung,
Dinkelburgaufstieg und
Anschlußstelle Lörrach der
A 98 Hochrheinautobahn im
Landesgartenschaugelände
1983 zwischen Lörrach und
Brombach

auf deutscher und auf schweizer Seite rechtskräftige Planung und der Staatsvertrag vom 25. April 1977 zwischen der Schweiz und der Bundesrepublik Deutschland über Bau, Unterhalt und Betrieb. Die Straße soll ein kurze Verbindung zwischen den beiden Städten, die als gemeinsames Mittelzentrum im Landesentwicklungsplan ausgewiesen sind, ermöglichen. Die Grunderwerbs- und die Baukosten für die zollfreie Straße - auch für die 750 m über Riehener Gemarkung - werden von der Bundesrespublik übernommen: Die zollfreie Straße ist im Bundeshaushalt ausgewiesen; ihre Finanzierung ist damit sichergestellt. Sichtbar wird der Vollzug der Maßnahme mit den ersten beiden Brücken, die 1988 - 136 Jahre nach den ersten Vereinbarungen zwischen dem Großherzogtum Baden und der Eidgenossenschaft - auf Gemarkung Weil am Rhein in Angriff genommen werden. Damit rückt die raumordnerische Konzeption der Verknüpfung des Verdichtungsraumes Basel mit den großen Erholungsräumen Hochschwarzwald-Feldberg-Belchen Ortsdurchfahrten näher: Die Umfahrungen Lörrach-Brombach sowie Schopfheim sind in Bau, die zollfreie Straße ist baureif, die Umfahrungen Zell i. W. und Schönau werden vorbereitet.

Ausblick

Unsere Region ist "klein" geworden. Mit der größeren Erreichbarkeit sind die Distanzen geschrumpft. Viele großartige oder eigenartige Landschaften haben — auch durch den Straßenverkehr — ihren Reiz unwiederbringlich verloren. Natürliche Lebensräume sind im Laufe dieses Jahrhunderts auf kleine Bruchteile ihrer ursprünglichen Ausdehnung und Verbreitung zurückgegangen. Landschaften ohne bauliche Akzente sind heute seltener, als solche mit baulichen Akzenten. Das ist der Preis für unsere gesteigerten Ansprüche.

Doch auch die derzeitige Situation auf unseren Straßen ist beängstigend. Die Straße übernimmt heute 90% des Personenverkehrs und 80% des Güterverkehrs.

Schöne und eigenartige Landschaften sind nicht nur knapp, sie sind auch unvermehrbar und unersetzbar. Wir müssen uns deshalb immer mehr von der Erkenntnis leiten lassen, daß neue Straßen teuer, die Natur jedoch unbezahlbar ist. Daraus ergibt sich der zentrale Grundsatz für das Vorgehen bei jeder Planung und Projektierung von landschaftsverändernden oder umweltbelastenden Vorhaben: Die Frage, ob ein Eingriff unumgänglich nötig ist und verantwortet werden kann, muß

vor der Frage beantwortet werden, wie der Eingriff zu gestalten ist.

Baden-Württemberg und der Landkreis Waldshut hatten 1987 den gleichen Motorisierungsgrad von 465 Pkw/1000 Einwohner. Die benachbarte Schweiz wies im Jahr 1985 401 Pkw/1000 Einwohner auf. Gehen wir von den Kraftfahrzeugen insgesamt aus, dann entfallen in Baden-Württemberg 559, im Landkreis sogar 580 Kraftfahrzeuge auf 1000 Einwohner.

Die Region Hochrhein-Bodensee, die Landkreise Lörrach und Waldshut und die Gemeinden haben deshalb die Frage nach der Notwendigkeit der Hochrheinautobahn und der Ortsumfahrungen im Wiesental eindeutig mit Ja beantwortet. Wir alle, die wir in irgendeiner Form Verantwortung für diese Landschaft tragen, müssen nun gemeinsam die schwierige Aufgabe der Gestaltung dieser unwiederruflichen Eingriffe lösen, damit uns nicht von nachfolgenden Generationen die Ironie des Faust'schen Auspruchs trifft:

"Die rechte Zeit zum Handeln jedesmal verpassen, das nennt Ihr die Dinge sich entwikkeln lassen!"

Literatur

Baer, F. J. (1878): Chronik über Straßenbau und Straßenverkehr in dem Großherzogtum Baden. Berlin.

Baumhauer, August (1932): Die Ufer des Hochrheins und ihre geschichtliche Verflechtung. In: Badische Heimat — Jahresheft 1932 — Hochrhein und Hotzenwald S. 17—26. Freiburg.

Bundesamt für Statistik (1987): Schweizerische Verkehrsstatistik 1985. In der Reihe: Amtliche Statistik der Schweiz Nr. 122. Bern. Deutsch-schweizerische Raumordnungskommission (1978): Raumplanungen und Strukturdaten am Hochrhein. Bonn/Bern.

Egli, Emil (1966): Die Schweiz — Eine Landeskunde. Bern.

Elsässer, Gerhard (1957): Das Verkehrsproblem im Siedlungsraum und Wirtschaftsgebiet Hochrhein/Südschwarzwald zwischen den Bundesstraßen 317, 31, 27, 314 und 34 unter Berücksichtigung der Agrarstruktur. Stuttgart.

Endriß, Gerhard (1952): Geographische Nachbarschaftsprobleme zwischen der Schweiz und Oberbaden. In: Geographica Helvetica. Band VII, S. 183 ff. Bern.

Gemeinsame Raumordnungskommission der Bundesrepublik Deutschland und der Schweizerischen Eidgenossenschaft (1982): Empfehlung der Deutsch-schweizerischen Raumordnungskommission/Raumplanungskommission zu Verkehrsproblemen im gemeinsamen Grenzraum. Ravensburg. Innenministerium Baden-Württemberg (1986): Generalverkehrsplan 1986 Baden-Württemberg. Stuttgart.

Institut für Verkehrswirtschaft, Straßenwesen und Städtebau der Universität Hannover (1983): Verkehrsuntersuchung im Raum Lörrach—Weil am Rhein—Schopfheim und Rheinfelden, Heft 10 in der Reihe "Region aktuell" des Regionalverbandes Hochrhein-Bodensee. Waldshut-Tiengen.

Krucker, H. (1926): Wirtschaftsgeographie des Rheingebietes Basel-Bodensee. Verbandsschrift 39 des Nordostschweizerischen Schiffahrtsverbandes. St. Gallen.

Kuntzemüller, Albert (1973): Die Badischen Eisenbahnen. Unveränderter Nachdruck der Originalausgabe von 1953. Rodenkirchen.

Metz, Rudolf (1980): Geologische Landeskunde des Hotzenwaldes. Lahr.

Regionalverband Hochrhein-Bodensee (1981): Regionalplan 1980. Waldshut-Tiengen.

Schaefer, Wolfgang (1966): Hochrhein — Landschafts- und Siedlungsveränderung im Zeitalter der Industrialisierung. Heft 157 der Forschungen zur Deutschen Landeskunde. Bad Godesberg.

Schefold, Klaus u. Neher, Alois (1986): 50 Jahre Autobahnen in Baden-Württemberg. Stuttgart. Schwendemann, Franz (1984): Infrastrukturelle Verflechtungen über die Grenzen am Hochrhein. In: Beiträge der Akademie für Raumforschung und Landeskunde, Band 76, S. 75—87. Bonn-Bad Godesberg.

Der Hochrhein als pflanzengeographische Wanderstraße

Anton L. Grossmann, Lörrach

Als Hochrhein wird der Abschnitt des Rheins zwischen seinem Ausfluß aus dem Bodensee und Basel, wo der Fluß seinen bisher im wesentlichen von Osten nach Westen gerichteten Lauf mit dem Eintritt in die Oberrheinebene nach Norden ändert, bezeichnet (In der Luftlinie beträgt die Distanz zwischen dem westlichen Bodensee und Basel nur einhundert Kilometer; infolge seines gewundenen Laufs ist der Hochrhein etwa anderthalbmal länger).

Sein mitunter beträchtlich eingeschnittenes Tal wird von reizvollen Hügellandschaften gesäumt. Die mehr oder weniger steilen Abhänge tragen ein abwechslungsreiches Pflanzenkleid, das vom Menschen bis heute wenig beeinflußt wurde. Als natürliche oder naturnahe Vegetationseinheiten können das wärmeliebende Eichen-Trockengehölz auf felsigen Steilhängen, der Linden-Ahorn-Mischwald auf Hangschutthalden, der Buchen-Mischwald auf weniger extremen Böden, die Trockenrasen auf ehemaligen Weideflächen und Magerwiesen sowie das Trockengebüsch auf ehemaligen Weinbergen genannt werden. Sie beherbergen zahlreiche seltene, vom Aussterben bedrohte oder sonst mehr oder weniger gefährdete Pflanzenarten. Ihretwegen gilt der Hochrhein als eine botanisch besonders interessante Landschaft.

Obwohl die Physiognomie der Trockenrasen, Gebüsche und Wälder zwischen dem Bodensee und Basel dieselbe bleibt, sind doch in ihrem Artenspektrum bemerkenswerte Änderungen zu beobachten. Gewisse Arten, im Bodenseegebiet und Hegau noch häufig, werden hochrheinabwärts seltener und hören ganz auf, andere, am oberen Hochrhein feh-

lend, treten an ihre Stelle und fügen sich wie selbstverständlich der Vegetation ein.

Dieser Florenwandel kann nicht etwa auf klimageographischen Faktoren beruhen; gewiß ist das Klima am südlichen Oberrhein sommerheißer und wintermilder als am Bodensee. aber so bedeutend sind die Unterschiede nicht, als daß sie das Vorkommen oder Fehlen dieser oder jener Pflanzenart erklären könnten. Erst recht können die Gründe dafür nicht in einem Wandel der Bodenverhältnisse gesucht werden, denn das Hochrheintal verläuft im oberen Abschnitt im Bereich von Jurakalken und folgt unterhalb Waldshut einer geologischen Bruchlinie zwischen dem Abfall des Hotzenwaldes und des Dinkelbergs einerseits und dem Aargauer und Basler Jura andererseits, wird also auch hier vorwiegend von Kalkabhängen begleitet.

Die Änderungen in der Flora des Hochrheintales beruhen allein auf historisch-pflanzengeographischen Vorgängen, die sich mit einer fast unvorstellbaren Dynamik in den wenigen Jahrtausenden der Nacheiszeit vollzogen haben.

Etwa vor 10 000 Jahren endete die letzte Kaltzeit, die Würm-Eiszeit, die rund 60 000 Jahre gedauert hatte. In ihr bedeckten ungeheure Eismassen Skandinavien und den gesamten Ostseeraum und reichten bis nach Norddeutschland. Ebenso waren die Alpen bis auf Randbezirke im Westen und Süden vergletschert. Gletscherzungen stießen weit ins Alpenland vor. Auch die höchsten deutschen Mittelgebirge (Schwarzwald, Böhmerwald, Riesengebirge) trugen Firneiskappen, Kar- und kleine Talgletscher.

Mit dem Ausklingen der Eiszeit und dem Übergang zur Nacheiszeit vor rund 10 000 Jahren milderte sich das trocken-kalte Klima ab, die Jahresdurchschnittstemperaturen stiegen an und brachten die riesigen Gletschermassen zum Abschmelzen. In der hügeligen Moränenlandschaft, die die Gletscher hinterlassen hatten, füllten sich zahlreiche Mulden und Becken mit Wasser oder vermoorten. In den Torfschichten dieser Hochmoore ist seit dem Beginn der Nacheiszeit der Blütenstaub (Pollen) vor allem der windblütigen Bäume, Sträucher, Gräser und anderer Gewächse erhalten geblieben; seine Identifizierung und mengenmäßige Bestimmung erlaubt genaue Aussagen über die Zusammensetzung der Waldvegetation und ihre postglaziale Entwicklung.

Aus den Befunden der Pollenanalyse läßt sich eine Gliederung der Nacheiszeit in folgende Abschnitte vornehmen:

men ausbreiten und neue Standorte besiedeln. Sie können sich auch nicht "zurückziehen", sie werden vielmehr von sich ungünstig verändernden Standortsfaktoren und/oder der Konkurrenz vitalerer Arten unterdrückt. Die Wandergeschwindigkeit der einzelnen Arten ist natürlich je nach der Art ihrer Verbreitungseinheiten sehr unterschiedlich; bei der Annahme einer durchschnittlichen Wanderstrecke von 500 Metern pro Jahr würde der in tausend Jahren zurückgelegte Weg 500 Kilometer betragen. Viele Pflanzenarten vermögen jedoch viel schneller zu "wandern".

Im Spätglazial besiedelten zahlreiche kälteangepaßte und lichtliebende Pflanzen in einer Art Strauchtundra, wie sie in Lappland anzutreffen ist, unser Gebiet. Vorherrschende Holzpflanzen waren Birken und Weiden.

Im Präboreal, der Vorwärmezeit, lösten lichte Kiefernwälder die Birkengehölze ab. Das Ausbreitungszentrum des Kiefern-Steppen-

A. Spätglazial	10 500—8250 v. Chr.
B. Postglazial	
1. Vorwärmezeit (Präboreal)	8250—7700
2. Frühe Wärmezeit (Boreal)	7700—5800
3. Mittlere Wärmezeit (Atlantikum)	5800—3000
4. Späte Wärmezeit (Subboreal)	3000—500
5. Nachwärmezeit (Subatlantikum)	seit 500 v. Chr.

Verbunden mit einer großperiodischen Klimaänderung vom arktisch-kalten Klima des Spätglazials bis zur postglazialen Wärmezeit und zurück zur allmählichen Einpendelung auf unser heutiges kühlgemäßigtes und feuchteres Klima waren Pflanzenwanderungen, Verschiebungen der Areale einzelner Arten, aber auch ganzer Vegetationskomplexe wie der verschiedenen Ausbildungen der Gehölze. Die Wanderungen erfolgten in Nord-Süd-, aber auch Ost-West- sowie in vertikaler Richtung.

Selbstverständlich können Pflanzen nicht wie die Tiere, die über die Fähigkeit der freien Ortsbewegung verfügen, "wandern"; sie können sich nur mit Hilfe ihrer Früchte und Sawaldes war das eisfrei gebliebene Mittel- und Südrußland; mit der Kiefer wanderten von dort her zahlreiche sogenannte sarmatische und pontische Arten nach Mitteleuropa ein. Der Kiefernwald verdrängte die meisten Arten des subarktischen Birkengebüsches einesteils nach Norden an den zurückweichenden Rand des skandinavischen Eises, andererseits in höhere Stufen der Alpen und Mittelgebirge, wo sie heute charakteristische Elemente der alpinen und hochmontanen Flora darstellen

Wichtigster Wanderweg der kontinentalen Waldsteppenpflanzen im südlichen Mitteleuropa war das Donautal vom pannonischen Tiefland, einem sekundären Ausbreitungszentrum von Steppenelementen, über Österreich und Bayern aufwärts bis zur Baar. Vom Donau-Wanderweg zweigten Wanderstraßen nach Mähren und Böhmen und weiter nach Sachsen und Thüringen ab, wo sie sich mit anderen Wanderstraßen, die von Polen über Schlesien kamen, vereinigten. Ein weiterer Wanderweg sarmatisch-pontischer Pflanzen ging von der bayrischen Donau durch Franken zum Main und diesem folgend bis zum Mittelrhein und ins Nahegebiet.

Die Einwanderung von kontinentalen Pflanzen in das Hochrheingebiet erfolgte vom oberen Donautal bei Beuron-Tuttlingen über den Hegau und über das Aitrach- und untere Wutachtal. Das Hochrheintal war dann die von der Natur vorgegebene Wanderstraße für die kontinentalen Arten, die die Oberrheinebene erreichten.

Das Waldbild im Boreal, der frühen Wärmezeit, war bestimmt von der Hasel und zunehmend von der Eiche (Stiel- und Traubeneiche). Im Atlantikum, der mittleren Wärmezeit, einer mit fast dreitausend Jahren relativ langen Periode, spielte der Eichenmischwald die vorherrschende Rolle; Eiche, Hasel, Hainbuche und andere wärmeliebende Gehölze hatten den Kiefern-Steppenwald ganz verdrängt. Nur auf Felsköpfen und ähnlich extremen Standorten, so den Sanddünen im nördlichen Oberrheingebiet, konnte die Kiefer überdauern.

In der Eichenmischwaldzeit war das Klima deutlich wärmer, aber auch trockener als heute. Zahlreiche, in Südeuropa die Eiszeit überdauert habende Arten konnten nun ins südliche Mitteleuropa vorstoßen. Ein vorgegebener Wanderweg war das Rhône-Saone-Tal und die Burgundische Pforte zwischen Vogesen und Jura bei Belfort, das Einfallstor zur Oberrheinebene. An den kalkigen oder lößbedeckten Hängen des Markgräflerlandes, des Kaiserstuhls, des Elsaß, der Ortenau fanden die sogenannten submediterranen Elemente zusagende Standorte. Sie wanderten an den Hängen des Oberrheingrabens, weniger in der von Auenwäldern eingenom-

menen eigentlichen Ebene, nach Norden, aber auch den Hochrhein aufwärts nach Osten und erreichten in einzelnen Vertretern den westlichen Bodensee. Eine parallele Wanderstraße führte am Südfuß des Schweizer Jura entlang und verband sich im Schaffhauser Gebiet mit dem Hochrhein-Wanderweg. Der Reichtum des klimabegünstigten südlichen Oberrheingebietes an solchen Arten, die ihre Hauptverbreitung in der relativ schmalen submediterranen Zone zwischen dem mitteleuropäischen Laubwaldgürtel und der mediterranen Zone der Hartlaubgewächse (Steineiche, Ölbaum, Lorbeer u. a.) haben, findet hier seine Erklärung.

Die submediterranen Arten wanderten nicht nur westlich der Alpen nach Mitteleuropa ein, sie gelangten auch am Alpen-Ostrand ins pannonische Tiefland und ins östliche Österreich und folgten mit einzelnen Vertretern der Donau-Wanderstraße mit ihren Verzweigungen bis nach Süd- und Mitteldeutschland. Je weiter die Wanderstrecken sind, desto mehr Arten bleiben unterwegs "hängen", so daß der breite Artenstrom, mit dem sie ihre glazialen Überdauerungsgebiete verlassen haben, immer schmäler wird und sich endlich in einzelnen Rinnsalen verliert. Natürlich verliefen die Wanderungen am Hochrhein nicht zuerst in der einen, dann in der anderen Richtung; von Osten wie von Westen wanderten Arten zur gleichen Zeit ein. Ihr Vorankommen wurde allerdings durch die jeweiligen Klima- und Standortsfaktoren beeinflußt.

In der späten Wärmezeit, dem Subboreal, wanderten bei allmählich kühler und feuchter werdendem Klima nun von Westen her die Buche und ihre Begleiter ein und verdrängten allmählich den Eichenmischwald. In der Nachwärmezeit hatten Buche und Tanne alle süddeutschen Mittelgebirge, so auch das Hochrheintal besiedelt. Nur auf extremen Standorten konnte sich der Eichenwald mit seinen submediterranen Elementen behaupten.

Freilich war in der Jungsteinzeit und der Bronzezeit unser Land nicht mehr von unbe-

rührtem Urwald bedeckt; der seßhaft gewordene Mensch begann schon in der Eichenmischwald-Zeit den lichten Wald zu roden. Getreide anzubauen und Vieh zu züchten. Mit der Eisenzeit setzte die eigentliche Umgestaltung der Natur- zur Kulturlandschaft ein, die seit über zweitausend Jahren das heutige Mosaik von Wäldern, Acker- und Grünland, Siedlungen und Verkehrswegen geschaffen hat. Durch die Rodung des Waldes und sein Offenhalten durch Waldweide wurde für zahlreiche lichtbedürftige Arten des Kiefern-Steppenwaldes, der kontinentalen Steppenheide, der submediterranen Felsheide und des Eichenmischwalds neuer Lebensraum geschaffen und somit vielen Pflanzenarten ein Überleben bis in unsere Zeit ermöglicht. Extensiv genutzte Flächen, früher als Trockenwiesen und Schafweiden, als Niederwälder und Weinberge genutzt, stellen heute die botanisch reizvollsten Standorte unserer Landschaft dar, die wegen des Vorkommens von seltenen Arten und Pflanzengemeinschaften nicht nur großes Interesse beanspruchen, sondern zu ihrer Erhaltung auch einen besonderen Schutz erfordern.

Im Hochrheintal finden wir noch heute, vielfach freilich schon stark geschädigt oder gefährdet, eine Reihe solcher natürlicher oder naturnaher Vegetationskomplexe auf zum Teil extremen Standorten vor, in denen Charakterarten einerseits der submediterranen, andererseites der sarmatisch-pontischen Flora vertreten sind. Manche dieser pflanzengeographischen Zeigerpflanzen erreichen am Hochrhein ihre absolute Verbreitungsgrenze: kontinentale Arten, in der Schwäbischen Alb noch regelmäßige und charakteristische Elemente der Trockenrasen, werden im Hegau seltener und klingen weiter westlich aus, submediterrane und subatlantische Elemente, am südlichen Oberrhein und unteren Hochrhein noch häufig, erreichen den oberen Hochrhein und den Bodensee nicht mehr.

Aus der Zahl dieser jeweiligen Charakterpflanzen seien folgende bemerkenswerte Arten herausgegriffen.

1. Kontinentale Elemente vor allem der sarmatischen Waldsteppe

Gewöhnliche Kuhschelle (Pulsatilla vulgaris) — Relativ häufig im Hegau, am Randen; einzelne Reliktstandorte bei Waldshut. Am Dinkelberg und im Markgräflerland in jüngster Zeit ausgerottet. Häufiger erst wieder im Kaiserstuhl.

Großes Windröschen (Anemone sylvestris) — Im Hegau und am Randen seltener als die Kuhschelle. Die wenigen im vorigen Jahrhundert noch bekannten Vorkommen am unteren Hochrhein sind heute erloschen. Noch einige Fundorte am Kaiserstuhl (sehr bedroht) und im südlichen Elsaß; hier die Westgrenze der Verbreitung.

Schwarzwerdender Geißklee (Cytisus nigricans) — Charakterpflanze des Geißklee-Föhrenwaldes (Cytis-Pinetum), der in Resten auf den flachgründigen Hochflächen des Randen vorkommt, hier an der Westgrenze der Verbreitung.

Zottige Fahnenwicke (Oxytropis pilosa) — Westlichste Vorpostenvorkommen dieser kontinentalen Steppen- und Felsrasenpflanze im Hegau.

Diptam (Dictamnus albus) — Beispiel einer kontinental-submediterranen Charakterpflanze des wärmeliebenden Eichengebüschs. Einzelne Vorkommen im Hegau und bei Schaffhausen, dann erst wieder bei Istein, im Kaiserstuhl und im Elsaß (sehr gefährdet). Leberblümchen (Hepatica nobilis) — Das geschlossene Areal dieses in Mittel- und Osteuropa weitverbreiteten Frühjahrsblüher des lichten Laubwaldes erreicht bei Waldshut seine Westgrenze.

2. Submediterrane Elemente des wärmeliebenden Eichenwaldes

Flaumeiche (Quercus pubescens) — Charakterbaum des submediterranen Gürtels. Geschlossene Verbreitung auf dem Balkan, am Südfuß der Alpen, in Südfrankreich und auf der Iberischen Halbinsel. Um die Alpen westlich und östlich herumgreifend hat die Flaum-

eiche in der postglazialen Wärmezeit ihr Areal nach Mitteleuropa ausgedehnt, wurde bei kühler und feuchter werdendem Klima auf Reliktstandorte abgedrängt. Ihre Einwanderung nach Südwestdeutschland erfolgte durch die Burgundische Pforte, den Oberrhein und den Hochrhein. Hier ist die Flaumeiche, die sich von den mitteleuropäischen Eichenarten durch kleinere, derbere, unterseits behaarte Blätter unterscheidet, in noch ziemlich typischen Exemplaren an wenigen Stellen (Grenzach, Istein, Südelsaß, Kaiserstuhl, Randen) anzutreffen.

Stinkende Nieswurz (Helleborus foetidus) -Die Einwanderung dieser wie viele submediterrane (subatlantische) Arten wintergrünen Staude erfolgte ebenfalls durch die Burgundische Pforte. Die weitere Ausbreitung richtete sich im Oberrheintal nach Norden. Hochrheinaufwärts kam die Art bis Schaffhausen. ist dort aber inzwischen an ihrem letzten Wuchsort verschollen. Die "südwestdeutsche" Sippe ist streng an steinig-kalkige Standorte gebunden, während eine andere Einwanderungssippe, von Lothringen über das Nahe- und Moseltal den Mittelrhein erreichend, auf devonischen Schiefern wächst. Schmerwurz (Tamus communis) - Eine Schlingpflanze sonniger Gebüsche Waldsäumen mit denselben Einwanderungswegen, einmal über die Burgundische Pforte, zum anderen über Lothringen bis ins Saargebiet und Moseltal. Im Gegensatz zur Stinkenden Nieswurz gelangte die Schmerwurz oberrheinabwärts nur bis Karlsruhe, dagegen hochrheinaufwärts ins Bodenseegebiet. Am Ostalpenrand greift ihr mediterranes Verbreitungsgebeit bis an den Plattensee aus.

Buchs (Buxus sempervirens) — Ein typisches Element des submediterranen Flaumeichenwaldes, verbreitet in tiefen Lagen des Französischen und Schweizer Jura. Von den beiden einzigen Vorkommen in Deutschland liegt das eine am Dinkelbergabfall bei Grenzach (Naturschutzgebiet Grenzacher Buchswald), das andere an der Mosel.

Schneeballblättriger Ahorn (Acer opalus) — Das singuläre Vorkommen dieses erst vor rund 50 Jahren im Grenzacher Buchswald entdeckten Baumes stellt den äußersten nordöstlichen Vorposten dieser west-submediterranen Art dar, die im Schweizer Jura bis zum Aargau vorgestoßen ist.

Lorbeerseidelbast (Daphne laureola) — Neben den beiden vorgenannten Arten ist dieser immergrüne kleine Strauch die dritte botanische Rarität des Dinkelbergs. Die früher bei uns vielleicht weiter verbreitete Art ist bei Kandern schon sehr lange, bei Grenzach und Degerfelden erst seit jüngster Zeit verschollen. Das einzige südbadische Vorkommen befindet sich bei Minseln. Die östlichsten Fundorte im Schweizer Jura liegen bei Baden.

3. Submediterrane Orchideen

Zu den von Südwesten in das Oberrhein- sowie ins Saar-Mosel-Gebiet eingewanderten Arten zählen auch einige Orchideen, die im Markgräflerland und im Kaiserstuhl einerseits, im Saarland und an der Mosel andererseits ihre einzigen deutschen Vorkommen besitzen. Weitere submediterrane Orchideenarten sind auch hochrheinaufwärts gewandert. Zu diesen Elementen gehören die Ragwurz-Arten (Ophrys), der Dingel (Limodorum abortivum), die Hundswurz (Anacamptis pyramidalis), das Affen-Knabenkraut (Orchis simia), der Ohnsporn (Aceras anthropophorum) und die Riemenzunge (Himantoglossum hircinum). Die meisten dieser Orchideen sind wärme- und lichtliebende Arten; sie besiedeln Standorte, die der Mensch waldfrei gehalten hat, etwa Trockenrasen, und gelten als deren kostbarste, aber auch empfindlichste und bedrohteste Elemente.

Submediterraner Herkunft ist auch das Bleiche Knabenkraut (Orchis pallens), das bei Lörrach und Waldshut noch einige wenige Fundorte aufweist, aber immer mehr zurückgeht und verschwindet. Auffälligerweise sind seine Vorkommen an Eschengehölze auf Kalkboden gebunden.

4. Subatlantische Elemente des Buchenwaldes

Stechpalme (Ilex aquifolium) — Die Ostgrenze dieses Strauchs, seltener kleinen Baums mit immergrünen, stachlig-lederigen Blättern fällt (fast) mit dem Verlauf der 0°-Januar-Isotherme zusammen. Ilex ist am Oberrhein an der Bergstraße und am Fuß des Schwarzwaldes verbreitet, auch am Dinkelberg und unteren Hochrhein, geht aber nicht über Waldshut-Tiengen hinaus.

Fiederzahnwurz (Dentaria heptaphyllos) — Die für die Buchen-Tannen-Wälder des Schweizer Jura bezeichnende Art erreicht im Sundgau und Kaiserstuhl ihre Nord-, im Hegau und auf der Baar ihre Nordostgrenze. Einzelne Vorkommen auch am Hochrhein (Dinkelberg, Randen).

Die am Rande ihrer submediterranen oder subkontinentalen Areale am Hochrhein vorkommenden Pflanzenarten sind in mehrfacher Hinsicht gefährdet. Ihre Vorkommen sind auf wenige Reliktstandorte beschränkt, sie umfassen meist kleine bis sehr kleine Populationen, die sehr schnell durch Ausgraben oder Standortsschädigungen ausgerottet sind. Absoluter Biotopschutz ist die erste notwendige Maßnahme, um die letzten Vorkommen der bedrohten Arten zu retten. Allerdings gewährleistet das noch nicht deren Überleben; ihre oft große Empfindlichkeit und reduzierte Vitalität verlangen, daß die ökologischen Faktoren, die ihnen die Existenz ermöglichen, in einer für sie optimalen Kombination erhalten bleiben. Ändert sich zum Beispiel bei Trockenrasen-Orchideen der Faktor Licht, etwa durch aufkommendes Gebüsch, dann werden sie durch die Konkurrenz vitalerer Arten unterdrückt. Somit ist auf Trockenhängen und Magerrasen, die wegen des Vorkommens von Orchideen und anderer seltener Arten unter Schutz gestellt wurden, eine Biotoppflege geboten, etwa ein vorsichtiges Ausschneiden aufkommender Gehölze und eine Mahd nach der Blüte- und Fruchtzeit der geschützten Pflanzen.

Naturschutz kann sich also nicht auf den Schutz einzelner bedrohter Arten von Pflanzen vor Pflücken und Ausgraben und auf den Schutz ihrer Lebensräume beschränken, muß vielmehr auch auf die Erhaltung der ökologischen Bedingungen achten und sollte darüber hinaus auf geeigneten Flächen die Möglichkeit zu ihrer Ausbreitung schaffen.

Frau M. Litzelmann, Lörrach-Hagen, sei herzlicher Dank für Literaturhilfen, Herrn W. Gruber, Herrischried, für die Zuverfügungstellung von Bildmaterial gesagt.

Literatur

Becherer, A. 1921: Beiträge zur Flora des Rheintales zwischen Basel und Schaffhausen. Verh. Naturf. Ges. Basel 32: 172–200.

Becherer, A. 1926: Zur Pflanzengeographie des nordschweizerischen Rheingebietes. — Verh. Naturf. Ges. Basel 37: 112—119.

Grossmann, Al. 1977: Der Lorbeerseidelbast – Daphne laureola L. – noch immer in Südbaden. Beitr. naturk. Forsch. SüdwDtl. 36: 61–68

Grossmann, A. 1979: Der Rustelgraben und seine Pflanzenwelt. In: Der Buchswald bei Grenzach (Grenzacher Horn). Natur- u. Landschaftsschutzgebiete Bad.-Württ. 9: 207—223.

Harms, K. H., G. Philippi & S. Seybold 1983: Verschollene und gefährdete Pflanzen in Baden-Württemberg. Rote Liste der Farne und Blütenpflanzen. Beih. Veröff. Naturschutz Landschaftspflege Bad.-Württ. 32.

Hess, E., E. Landolt & R. Hirzel 1967—72: Flora der Schweiz und angrenzender Gebiete. 3 Bde., Basel—Stuttgart.

Huber, R. 1960: Die submediterran-atlantischen Hügelwälder am Hochrhein. — Mitt. dt. dendrol. Ges. 61: 22—27.

Hügin, G. 1979: Die Wälder im Naturschutzgebiet Buchswald bei Grenzach. In: Der Buchswald bei Grenzach. D. Natur- u. Landschaftsschutzgebiete Bad.-Württ. 9: 147—199.

Isler-Huebscher, K. 1980: Beiträge 1976 zu Georg Kummers "Flora des Kantons Schaffhausen mit Berücksichtigung der Grenzgebiete". Mitt. Naturf. Ges. Schaffhausen 31: 7—121.

Keller, W. 1972: Lindenwälder im Kanton Schaffhausen. Mitt. Naturf. Ges. Schaffhausen 29: 145-157.

Keller, W. 1976: Waldgesellschaften im Reservat Gräte. Mitt. Naturf. Ges. Schaffhausen 30: 105-121.

Koch, W. & G. Kummer 1924—26: Nachtrag zur Flora des Kantons Schaffhausen I—III. Mitt. Naturf. Ges. Schaffhausen 3: 30—58; 4: 1—47; 5: 37—84.

Kummer, G. 1937—46: Die Flora des Kantons Schaffhausen mit Berücksichtigung der Grenzgebiete. Mitt. Naturf. Ges. Schaffhausen 13—21 (7 Lief.).

Lauterborn, R. 1934: Acer opalus MILLER. Ein für Deutschland neuer wilder Waldbaum. Allg. Forst-u. Jagd-Z. 110: 245—246.

Litzelmann, E. 1938: Pflanzenwanderungen im Klimawechsel der Nacheiszeit. Schr. Dt. Naturk. ver. NF. 7, Oehringen.

Litzelmann, E. & M. 1960: Das Vegetationsbild des Dinkelbergplateaus. Bauhinia 1 (3): 222–250. Litzelmann, E. & M., H. Schäfer 1966: Die Pflanzenwelt am Isteiner Klotz. In: Der Isteiner Klotz. D. Natur- u. Landschaftsschutzgebiete Bad.-Württ. 4: 111–268.

Moor, M. 1962: Einführung in die Vegetationskunde der Umgebung Basels. Basel.

Naegeli, O. 1925: Über die Ausstrahlungen der pontischen (sarmatischen) Florenelemente in der Nordostschweiz. Veröff. Geobot. Inst. Rübel 3: 553-567. Oberdorfer, E. 1983: Pflanzensoziologische Exkursionsflora. 5. Aufl., Stuttgart.

Reineke, D. 1983: Der Orchideenbestand des Großraumes Freiburg i. Br. Beih. Veröff. Naturschutz Landschaftspflege Bad.-Württ. 33.

Roensch, H. 1979: Der Frühlingsahorn (Acer opalus MILL.) im Naturschutzgebiet. In: Der Buchswald bei Grenzach. D. Natur- u. Landschaftsschutzgebiete Bad.-Württ. 9: 201—205.

Walter, H. & H. Straka 1970: Arealkunde. Floristisch-historische Geobotanik. Einführg. in d. Phytologie III/2. 2. Aufl., Stuttgart.

Walter, H. 1973: Allgemeine Geobotanik. UTB 284. Stuttgart.

Witschel, M. 1980: Xerothermvegetation und dealpine Vegetationskomplexe in Südbaden. Beih. Veröff. Naturschutz Landschaftspflege Bad.-Württ. 17.

Zoller, H. 1958: Die Vegetation und Flora des Schaffhauser Randen. Mitt. Naturf. Ges. Schaffhausen 24: 185-216.

Bad Säckingens geschichtsbewußte Altstadtsanierung

A. Enderle-Jehle, Bad Säckingen



Bad Säckingen vom Rhein her gesehen, ehemaliges Klosterareal mit Münster. Vor der Sanierung
(Photo: Roland Matt)

Zum Ende des Jahres 1987 lief das Förderprogramm zur Sanierung der Altstadt von Bad Säckingen aus. In den vergangenen Jahren haben sich Bürger, die Stadtverwaltung und das Denkmalamt bemüht, den Charakter der Altstadt für die Zukunft zu erhalten. Dabei tauchte auch immer wieder zwangsläufig die Frage auf, worin die Eigenart des Bad Säckinger Altstadtbildes besteht.

Alte Städte sind in ihrer topographischen Anlage, in der Straßenführung, in der Vertei-

lung und Gestalt ihrer Plätze, immer ein Produkt der geschichtlichen Entwicklung und des städtischen Werdens. Deswegen besitzt jedes Altstadtbild immer etwas einmaliges, etwas Typisches. Es sind diese besonderen Merkmale, die die Städte voneinander unterscheiden und die es, trotz umfangreicher Sanierung, zu erhalten gilt.

Voraussetzung für eine gelungene Sanierung ist das Kennen der Geschichte der Stadt, ihre Entstehung und ihre Entwicklung. Nur das

Einbeziehen dieses Wissens gewährleistet eine behutsame und artgerechte Instandsetzung von Altstadtgebäuden.

Auch heute noch gibt das äußere Bild der Bad Säckinger Altstadt dem Betrachter zu erkennen, welche besondere Stellung die Stadt in der Vergangenheit im Raum der hochrheinischen Landschaft einst eingenommen hat. Mächtig überragen die Türme und der langgestreckte Bau des Münsters die alten Giebel der Häuser und dokumentieren so die beherrschende Rolle, welche der Frauenabtei bei der Entstehung und im Leben der Stadt durch die Jahrhunderte zukam.

Aus einer Gründung des Hl. Fridolin, des ersten christlichen Glaubensboten im alemannischen Raum, im 6. oder 7. Jahrhundert hervorgegangen, war das Frauenkloster zu Säkkingen mit dem Grab des Heiligen nicht nur Mittelpunkt des geistig-religiösen Lebens der Landschaft, sondern als Zentrum einer ausge-

dehnten, bis in die Alpen hinein sich erstrekkenden, Klosterherrschaft ein kultureller und wirtschaftlicher Ausstrahlungsort.

Frauen aus königlichem Hause waren zur Karolingerzeit Äbtissinnen des freiherrlichen Stifts, dessen Mitglieder dem Hochadel Südwestdeutschlands und Burgunds entstammten. Im Jahre 1307 wurde die Äbtissin in den Reichsfürstenstand erhoben.

Aus dem Markt, den das Kloster etwa im 11. Jahrhundert errichtete, entwickelte sich die Stadt. Da beides, Kloster und Stadt, auf einer Insel im Rhein gelegen und durch eine gemeinsame Ummauerung gesichert, somit in enger räumlicher Lebensgemeinschaft verbunden war, entwickelte sich eine Siedlung mit kleinen Gassen, Winkeln und schmalen hochgiebeligen Häusern.

Die Anordnung der bürgerlichen Häuser um die Kirche und den einstigen klösterlichen Kern läßt die Stadt auch als älteste gewachse-



Bad Säckingen vom Rhein her gesehen. Ehemaliges Klosterareal nach der Sanierung (Photo: Roland Matt)



"Der Alte Hof" in Bad Säckingen, Residenz der Fürstäbtissinnen bis ins 16. Jahrhundert. Vor der Sanierung (Photo: Stadtarchiv Bad Säckingen)

ne Stadtanlage unter den vier Waldstädten am Rhein erkennen.

Im Jahre 1173 verlieh Kaiser Friedrich Barbarossa die Reichsvogtei über Stift und Stadt an die Grafen von Habsburg, die in der Folge hier ihre Landeshoheit ausbauten. Über ein halbes Jahrtausend lang war diese Stadt unter vorderösterreichischer Herrschaft eng verflochten mit den glanzvollen Tagen und leidvollen Schicksalen des habsburgischen Reiches.

Die blühenden Zeiten der Abtei und des städtischen Bürgertums haben in Säckingen einige markante Bauwerke hinterlassen. Einmal wurde 1360 das Münster, nach einem Brande, im gotischen Stil vollendet und zum anderen erstellte die Stadt Ende des 16. Jahrhunderts an Stelle eines früheren Rheinüberganges die heute noch vorhandene alte Holzbrücke.

In den machtpolitischen Auseinandersetzun-

gen des 17. und 18. Jahrhunderts erlitt die Stadt manches harte Kriegsschicksal. Im 30jährigen Krieg, 12 Jahre lang von den Schweden und Franzosen besetzt, brannte sie 1678 bei einem Franzoseneinfall zum großen Teil nieder. Der Wiederaufbau in den folgenden Jahrzehnten gab dem Straßenbild der Altstadt sein heutiges Gesicht. Hinzu kamen zwei weitere Glanzpunkte im Stadtbild. Das Münster, dessen gotische Züge im Bauwerk noch klar erkennbar sind, erhielt durch die bedeutendsten süddeutschen Maler und Stukkateure seine endgültige barocke Raumgestaltung und die Freiherren von Schönau erbauten an Stelle einer älteren Anlage im Westen der Altstadt ihr Schlößchen, das sich mit einem Park als anmutiges Juwel dem hohen Bau des Münsters und den Bürgerhäusern zur Seite stellt. Hier war der Schauplatz jener romantischen Liebesgeschichte, die der Dichter J. V. v. Scheffel in seinem "Trompeter von Säckingen" verewigt hat.

Die bedeutsamste Wende in der geschichtlichen Entwicklung brachten die napoleonischen Kriege und ihre Folgen. Der Rhein wurde Staatsgrenze und 1806 wurde das Stift nach über 1000jährigem Bestehen säkularisiert. Zugleich fiel der vorderösterreichische Breisgau und somit auch die Stadt Säckingen an das Großherzogtum Baden.

Das bisher ebenfalls österreichische Fricktal in der linken Nachbarschaft kam zur Schweiz, die nun bis an die Tore der Stadt grenzt. Säckingen wurde badische Amtsstadt des Bezirks und des späteren, bis 1972 bestehenden, Kreises Säckingen.

Die wirtschaftliche Entwicklung wurde im 19. Jahrhundert maßgeblich beeinflußt durch die Fabrikgründungen der Textilindustrie, die bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts das Wirtschaftsleben der Stadt beherrschten. Der Bau von Fabrikgebäuden und die Villen der Fabrikanten hinterließen deutliche Spuren im Stadtbild.

Durch die Abdämmung des rechten Rheinarmes verlor die Altstadt um 1830 ihren Inselcharakter. Sie weitete ihre Siedlung nun auf das rechtsrheinische Ufergebiet aus, wo vorher nur eine kleine "Vorstadt" bestanden hatte.

1935 wurde das alte Dorf Obersäckingen mit der städtischen Gemarkung vereinigt. Das rasche Wachstum in den Jahren seit dem letzten Krieg hat die Stadt mit dem einstigen Dorf auch baulich zusammengeschlossen. Neue Wohnsiedlungen entstanden an den Uferund Berghängen.

Eine neue Epoche in der industriellen Entfaltung begann mit dem Bau eines Fluß- und Kavernenkraftwerkes. Es folgte ein in jüngster Zeit westlich der Stadt erschlossenes Industriegebiet.

Nach der Eingemeindung der Orte Wallbach, Rippolingen und Harpolingen dehnt sich heute das Gemarkungsgebiet der Stadt nicht nur nach Westen, sondern auch bis auf die Höhe des Hotzenwaldes aus.

Auf einer alten Tradition zur Nutzung der warmen Thermalquellen aufbauend, entstand im Norden der Stadt vor 10 Jahren ein Kurzentrum mit mehreren Klinikgebäuden und einem Kurmittelhaus.

Während sich so das Bild der Stadt Säckingen in den Außenbezirken wesentlich veränderte, blieb der Kern der mittelalterlichen Stadt in ihrer Anlage erhalten. Der wirtschaftliche Aufschwung nach dem 2. Weltkrieg hatte sich hauptsächlich in den Randbezirken der Stadt niedergeschlagen. Obwohl die Stadt während des letzten Krieges keine baulichen Zerstörungen erlitten hatte, waren die meisten Häuser zu Beginn der 70er Jahre in einem äußerst desolaten Zustand. Die Wohnqualität wurde den Bedürfnissen nicht mehr gerecht, die Einwohner zogen in die Außenbezirke, das Ergebnis war, die Altstadt drohte zu veröden.

Als dieses Problem erkannt wurde, entstand ein Sanierungswille. Zugleich wurde aber auch klar, welch einzigartige Ausstrahlung der Altstadt Säckingens innewohnt. Die an oberster Stelle stehende Forderung lautete demnach, daß diese Identität gewahrt bleiben mußte.

Die unter Denkmalschutz gestellte Altstadt und eine nunmehr bestehende Altstadtsatzung geboten, daß bei allen Baumaßnahmen der Charakter der Altstadt gewahrt bleiben muß. Als begleitende Maßnahme wurde ein großes Sanierungskonzept erarbeitet, das eine finanzielle Unterstützung durch Bund, Land und Stadt vorsah.

Trotz dieser Hilfe waren in erster Linie die Besitzer der Altstadthäuser gefordert. Heute, etwa 15 Jahre nach Beginn der Sanierung, sind die meisten Häuser im Stadtkern unter hohen finanziellen Opfern den modernen Bedürfnissen angepaßt worden. Obgleich einige wenige gestalterische Baumaßnahmen als wohl nicht optimal betrachtet werden müssen, sind diese doch nur unwesentlich und es kann ohne weiteres behauptet werden, daß die Altstadtsanierung der Stadt Bad Säckingen geglückt ist.

Die mittelalterlich vorhandene Straßenführungen und Plätze wurden ebenso beibehalten wie die Grundrisse der Häuser. Auch heute noch zeigt sich das Altstadtbild Bad Säkkingens im wesentlichen gemäß dem Merianstich aus dem 17. Jahrhundert.

Diese Anstrengungen, die Sanierung der Altstadt, die Stadtverschönerung, der Bau des Kurzentrums führten letztlich zur Verleihung des Namenszusatzes "Bad" im Jahre 1978. So präsentiert sich heute Bad Säckingen als südlichste Heilbäderstadt Deutschlands, deren Identität, deren Besonderheit, die Bürger und die Stadtverwaltung im Bewußtsein ihrer Geschichte hoffentlich auch weiterhin zu wahren wissen!



"Der Alte Hof", Residenz der Fürstäbtissinnen in Säckingen bis ins 16. Jahrhundert. Nach der Sanierung

(Photo: Stadtarchiv Bad Säckingen)

Muetterschproch

Mir Alemanne hen e Schproch, die schmöckt noch altem Wii, s'isch, wenn si uff de Zunge hesch en Ärdguu no debii.

Eusi Alemanneschproch, die schmöckt noch Buurebrot, so härzhaft chärnig, si isch grad us rächtem Chorn und Schrot.

It jede cha die Schproch verschtoh, it jede mag si höre, mängge duet in eusere Schproch de herti Ton drin schtöre.

Die Schproch, die het is d'Muetter glehrt und dodruff simmer schtolz, bodeschtändigi Alemanne, die sind us gsundem Holz.

Im Lauf vo de Johrhunderte het mängge welle bigge ins gsundi Holz e Kerbe dri, doch keim het's welle glügge.

Mir bliibe treu de Muetterschproch, me wen si sorgsam pfläge, no würd si eus und euse Chind au witerhi zum Säge.

Gertrud Böhler, Wehr

Bad Säckingen

- Mutmaßungen über den Namen und den Ursprung der Stadt -

Joachim Larenz, Rickenbach

Säckingen ist wiederholt verdächtigt worden, das im 4. Jahrhundert von Ammianus Marcellinus erwähnte Landstädtchen Sanctio gewesen zu sein. Die Linguisten zweifeln, weil die sprachgesetzliche Anbindung versagt. Ich möchte darlegen, daß Säckingen Namensvorläufer besessen hat und jener Zwiespalt zu überwinden ist, wenn Sanctio als Spottbezeichnung einer Alamannensiedlung begriffen wird, die auf dem Boden eines keltischen Wasserheiligtums entstanden war.

Die Deutung des Ortsnamens bislang

Der Name der Stadt ist zum ersten Male urkundlich belegt, als der Frankenkönig Karl III., der nachmalige Kaiser, im Jahre 878 seiner Gemahlin Richgard die Frauenklöster Seckinga und St. Felix und Regula in Zürich zum Nießbrauch auf Lebenszeit verliehen hat. Später hieß die Stadt u. a. Secchingen, Sechingen, Seconia, Seggingen und Seckingen.

Seit alters wird über den Ortsnamen gerätselt. Nach dem Städtetopografen Matthäus Merian sollte Säckingen den Namen vom alten Volk der Sequaner und nicht von dem Sack haben, den das Wappen zeigt. Im 16. Jahrhundert glaubte man, im Bild des Sackes die gut gefüllte Stadtkasse zu erkennen. Eine andere Version sah einen Zusammenhang mit dem Wort siech (krank) und zielte auf Säkkingens Ruf als Heilbad. Man stellte den Ortsnamen auch zu Seckbach u. a., die als Sumpf- oder Schmutzwasser gedeutet werden.

Die Versuche der Verknüpfung mit dem lateinischen Wort sanctio gründeten sich auf die Ortsangabe prope oppidum Sanctionems die Ammian bei der Schilderung der Ereignisse des Jahres 361 n. Chr. notierte; topografische Details und die Orthografie machten das Stadtgebiet verdächtig. Seit Ende des 19. Jahrhunderts suchte man nach dem zu einem lateinischen Personennamen Sanctus oder Sanctius passenden Zusammenhang. Man vermutete ein römisches Kastell oder eine keltische Gründung, die nach einem Santius oder Santianus benannt war und durch "interpretatio romana" zu Sanctio geworden sein könnte. Eine im nahen Laufenburg gefundene Inschrift z. B. sollte den Sippennamen Sanctinus bezeugen.

Andere erinnerten an den Umstand, daß die Römer Orte, an denen Gottheiten anwesend schienen, durch die Sanctio (Strafandrohung) profaner Berührung entzogen. Heidnische Kultstätten durch christliche Gründungen zu "entgiften", war ein beliebtes Verfahren der Missionare. Ein vorgermanisches Heiligtum also könnte die frühe Klostergründung auf der Rheininsel mitbestimmt haben.

Die Namenformen Seconia und Seconis und Secanis im lateinischen Text der Vita S. Fridolini, die man auf Secconium aus verkürztem Secconiacum (kelt. PN Secco, "Gut des Secco") zurückführen wollte, werden als gelehrte Schreiberbildungen angesehen, die sprachgeschichtlich keinen Wert besitzen. Wäre kelt. -acum durch germ. -ingen ersetzt, müßte Säckoningen oder Säckningen entstanden sein, argumentiert man.

Heute ist man nahezu überzeugt, daß die Ortsbezeichnung eine PN + ing-Bildung darstellt und "die Leute des (Sippenführers)



Verbreitung der bis heute georteten Viereckschanzen des 2. und 1. Jahrhunderts v. Chr. nördlich der Alpen,
□ Viereckschanzen, ● Oppida bzw. spätkelt. Befestigungen.

Sacco" bedeutet. Nach den Belegen des 10. und 12. Jahrhunderts läßt sich Säckingen problemlos zum Personennamen Sacco (o. ä.) stellen. Die historische Überlieferung der Ortsnamen-Parallelen, die in dieser Weise interpretiert werden, sind durchweg deckungsgleich mit der Tradierung des Namens Säkkingen. Nur selten hört man Widerspruch

und die Ansicht, daß der Ortsname in befriedigender Weise noch nicht erklärt ist¹).

Das Namensverständnis aus anderer Sicht Der Tempel Seconia

Wenn man sich vergegenwärtigt, von welchen Zufällen unser Wissen über die Vergan-

genheit und somit auch der Vorgeschichte der Stadt abhängt, dann darf man zweifeln, ob Seconia tatsächlich als latinisiertes Seckinga gelten darf. Wegen der durch Brand und Vernichtung höchst lückenhaften Namenschronologie ist der Umstand, daß Seconia erst anno 1207, mit 330jähriger Verspätung in der Namensreihe erscheint, nahezu belanglos. Die gesamtheitliche Betrachtung zeigt sehr schnell, daß Säckingen als Siedlung älter ist als ihre germanische Ing-Form und Namensvorläufer besessen haben muß.

Das Stadtgebiet ist Kulturland von altersher. Funde aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit und das Inventar römischer und germanischer Brandgräber belegen es. Die Siedlungskontinuität ist fraglos auf die aus der Tiefe aufsteigende Kochsalztherme zurückzuführen. Sie galt mit Sicherheit bereits in vorgeschichtlicher Zeit als Signal unterirdischer Mächte, mit denen man Hilfe erbittende Zwiesprache halten konnte. Vertraut man der namensbildenden Kraft der ungewöhnlichen Wasserstelle, dann erscheint Seconia als ein dem Urkundenschwund entronnenes Sprachdenkmal, dem die keltische Wortbildung Sēquon(i)ā[cum] zugrunde liegt.

Wortschöpfungen dieser Art wurden auch mit Götternamen gebildet. Sie kennzeichneten tempelähnliche Bezirke, deren spätkeltische Bauweise wegen ihrer unverwechselbaren Architektur "Viereckschanze" genannt wird.

Der Name Mainz ist aus Mogontia und Mogontiacum entstanden. Die ruhmreiche Stadt hatte den Gott Mogon zum Patron. Folgt man diesem Ortsnamentyp, dann kann in Secon(i)a nur die Sēquona, die keltische Göttin der Quellen und der Heilkunst verborgen sein³)⁴).

Das im mutmaßlichen Säckinger Tempelgeviert austretende warme, salzige Wasser wurde als adäquate körperliche Offenbarung der Göttin verstanden; Sēquana, der praktisch gleichlautende gallorömische Name des Flusses Seine, bezeugt es. Dessen Quellen sind mit

demselben Verständnis verehrt und mit Opfergaben bedacht worden.

Die Existenz eines keltischen Heiligtums im Gebiet der Säckinger Alt- oder der Vorstadt ist aus dem Fehlen jedweder römischen Bausubstanz zu schließen. Nur eine im höchsten Ansehen der Bevölkerung stehende Glaubensstätte kann die Römer gehindert haben, während ihrer 200jährigen Besatzung baulich aktiv zu werden. Sie, die jede Therme zum Bade nutzten, wo immer es möglich war, dürften erkannt haben, daß weltliche Handlungen im Sperrbezirk der hochgeachteten Quelle die Einheimischen verletzt und den Landesfrieden gestört hätten.

Zum zweiten sind frühchristliche Glaubenszentren sehr häufig als Ergebnis frontaler Auseinandersetzung mit heidnischen Kultplätzen entstanden. Die Missionierung der Südalemannen von der Säckinger Rheininsel aus läßt demzufolge den Schluß zu, daß Fridolin durch die Errichtung von Kirche und Kloster versuchte, ein in der Glaubenswelt der Bevölkerung fest verwurzeltes Heiligtum zu entmachten. Mit anderen Worten, Fridolin, der legendenumrankte Apostel, wird in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts einen unbedeutenden Weiler als Standort für seine, mit ausdrücklicher Unterstützung des Frankenkönigs und somit auch im Staatsinteresse erwünschte, Mission mit Sicherheit nicht erwählt haben. Die damals bereits fest gefügte politische Bedeutung Säckingens scheint der Umstand zu bestätigen, daß das Kloster im Jahre 878 keinen Heiligennamen trägt sondern offenbar bei der Gründung schon den Ortsnamen übernahm⁵).

Das wahrscheinlich wesentlich ältere Siegel könnte bei entsprechender Auslegung noch etwas von den frühgeschichtlichen Ereignissen preisgeben. Das "buckelige Säckinger Siechenmännle" wird als Symbol der Reisenden gedeutet, die im Bad von Säckingen Heilung suchten. Wenn wir uns aber jenen anschließen, die eine Fridolin-Darstellung vermuten, dann könnte die Trinkschale die heidnische Wasserstelle und die Tasche mit den

Reliquien des hl. Hilarius die christliche Botschaft darstellen. Es könnte also die Auseinandersetzung des Apostels mit dem Glauben an die Sēquona-Quelle überliefert worden sein. So gesehen, dokumentiet die umlaufende Schrift des Siegels (S'), daß die Cives Seconienses auch nach Fridolins Tod am keltorömischen Namen ihrer Siedlung noch eine Zeit lang festgehalten haben.

Die Schanze Sakjō

Die aus mutmaßlichem Sēquoniācum entstandene Kurzform Sēquonia mußte bei den Alemannen Seconia lauten. Als neue Herren der Region bildeten sie natürlich eine germanische Ortsbezeichnung, die ihren Herrschaftsanspruch unterstrich und alle vorangegangenen Ortsnamen verdrängte⁷).

Burgen waren schon kurz nach dem Fall des Limes die Herrensitze der germanischen Stammesführer im besetzten römischen Dekumatland. Wie die Grabung "Runder Berg bei Urach" beweist, beginnen die alemannischen Befunde mit einer in den Kalkfelsen eingetieften Rinne. Sie diente zur Aufnahme einer Palisadenwand, die dem 3. oder 4. Jahrhundert angehörte und den Fürstensitz, vermutlich aus Prestigegründen, zur Siedlung hin abgrenzte⁸).

Die alemannischen Eroberer der Hochrheinregion können unmöglich übersehen haben, daß das umfriedete Sequona-Geviert ideale Voraussetzungen zur Errichtung eines Herrschaftssitzes bot.

Abb. 3 zeigt die Viereckschanze von Holzhausen, Gemeinde Dingharting (Bayern). Dem örtlichen und wörtlichen Zusammenhang ist unschwer zu entnehmen, daß auch in diesem Fall ein keltischer Tempel in ein germanisches Regionalzentrum, einen Thingplatz, umgewandelt worden ist.

Die Bauweise der mit Palisaden oder mit Wall und Graben umgebenen Sakralplätze, auf denen vermutlich auch Recht gesprochen und Fragen des Gemeinwohls erörtert wurden, war wie vorprogrammiert. Sie drängten sich den neuen Machthabern zur Bildung eigener Verwaltungsstrukturen förmlich auf.

Wie die im römischen Dekumatland entstandenen Herrensitze hießen, ist unbekannt. Weil jedoch überliefert ist, daß sich die gotischen und alemannischen Stammesführer "Richter"¹⁰)¹¹) nannten, liegt die Vermutung nahe, daß der Name dieser "Gauburgen" Sakjö, Sakkia oder Seckia gelautet hat.

Der Stamm sak- ist dem germanischen Rechtsleben eigentümlich. Er hat weithin Abkömmlinge hinterlassen. Durch Verallgemeinerung ist über einen mannigfachen Wandel von Bedeutung und Gebrauch auch unser Wort Sache entstanden. Im Ausgang steht "vor dem Richter streiten".

Die älteste Form der jö-Ableitung findet sich bei der Bildung von Stellenbezeichnungen. Sie hat eine Bedeutung, die über ein Nomen agentis hinausweist, und drückt letztlich aus, daß etwas mit höchster Kompetenz geschieht¹²). Diesem erweiterten Verständnis der Grundbedeutung folgend, begreife ich Sakjö somit als Namen für den Ort, an dem sich der "Richter" der Alemannen, der Stammeshäuptling, aufhielt.

Wenn man schließlich bedenkt, daß die keltischen Viereckschanzen wegen ihres festungsähnlichen Aussehens von den Archäologen für Fluchtburgen gehalten wurden, ehe ihre religiöse Bedeutung erkannt wurde, dann liegt es sehr nahe, in Ammians rätselhaftem Wortverbund "oppidum Sanctio" den zur belächelten "Königsburg" entweihten Säckinger Sēquona-Tempel zu erkennen. Oppidum meint "Umzäunung, Landstädtchen" und die zum Eigennamen erhobene Vokabel sanctio "geschärfte Verordnung, Strafgesetz".

Der Spottname Sanctio

Als die Alemannen am Hochrhein zwischen Alb und Wehra erschienen, war das Land nicht menschenleer. Sie trafen auf Keltoromanen, die im Vertrauen auf die Schwarzwaldbarriere und den militärischen Schutz des dominierenden Castrum Rauracense (Kaiseraugst) in den angestammten Landgütern verblieben waren. Das Weiterleben vorgermanischer Flußnamen¹³) in diesem Gebiet zeugt vom Nebeneinander beider Völker. Durchsiedlung und Entmachtung der Talschaft werden gewalttätig verlaufen sein, vergleichbar den Vorgängen im Elsaß, wie sie in einer Lobrede zu Ehren Julians aus dem Jahr 362 überliefert worden sind¹⁴).

Mitte des 4. Jahrhunderts war Vadomar Repräsentant der dritten Landnehmergeneration und Führer der Alemannen in dieser Region. Er wird als Gefolgsmann und Bundesgenosse des römischen Kaisers bezeichnet, der sein Land gemäß vertraglicher Vereinbarung geschenkt erhalten hat. Vadomar war also König seines Volkes, aus linksrheinischer Sicht aber auch Statthalter auf römischem Gebiet; er mußte zwischen dem Begehren seines Stammes nach Raubzügen und Beute und zweckdienlichen romfreundlichen Verhalten lavieren. Die römischen Geschichtsschreiber charakterisieren ihn als listig und verschlagen, überheblich und selbstherrlich. Die Entstehung eines herabsetzenden lateinischen Übernamens für Vadomars ,domicilium' liegt auf der Hand.

Wenn wir Sakjö als Namen seiner "Residenz" unterstellen, dann ist das ähnlich klingende lateinische sanctio nicht weit. Die unterdrückten Keltorömer und jene, die als Kriegsgefangene die rechtsrheinischen Felder bestellten, sahen das ärmliche Dorf und nannten es ironisch "oppidum Sanctio", weil von diesem Ort nur Strafen und scharfe Verordnungen erlassen wurden. Die Lust, spöttische Übernamen zu ersinnen, ist den Menschen angeboren, und römische Ortsnamen (meist Lagernamen), die mit Abstrakta gebildet wurden, sind wiederholt überliefert¹⁵).

Libino fiel vor Säckingen

Vom König der Alemannen heißt es, daß er den Raurikern gegenüber wohnte¹⁶). Dem Grenzverlauf der Colonia Augusta Raurica zufolge¹⁷) muß er somit auf dem Nordufer

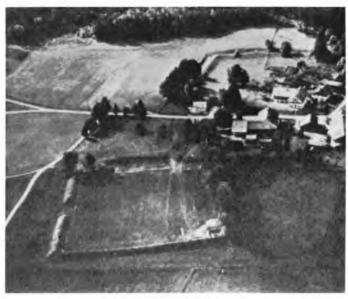


Säckinger Stadtsiegel von 1317

des Rheins zwischen Aaremündung und Basel "Hof gehalten" haben. Nehmen wir dazu die aus Ammians Bericht über die Niederlage des Comes Libino ableitbaren geografischen Hinweise, dann schließt sich der Kreis. Mit der Stadt Sanctio¹⁸) kann nur Bad Säckingen gemeint gewesen sein.

Forscht man kritisch zwischen den Zeilen dieses Berichts (siehe Anhang a.), dann läßt sich der Text durchaus so verstehen, daß die Soldaten des Comes Libino im Jahre 361 den Wohnsitz des Vadomar, des listigen Bundesgenossen des noch amtierenden Kaisers, brandschatzen sollten. Die Sicherheit Galliens durfte nicht in Gefahr geraten, als Julian gegen Constantius II. zum Kampf um die Alleinherrschaft antrat.

Libino zog also von Vienne über Besançon zum Castrum Rauracense. Die Verfolgung der 'weit umherziehenden' Plünderer konnte aus Zeitgründen nicht beabsichtigt sein. Geplant war vielmehr ein, 'wie es die Vernunft erforderlich machte', risikoarmes, überraschendes Unternehmen, welches nur die Zerstörung der "Residenz" des Vadomar zum Ziel gehabt haben kann und die Alemannen einschüchtern sollte. Dörfer in Brand stekken, ist seit eh und jeh die typische Strafaktion bei Aufruhr und Widerstand.



Luftaufnahme einer Viereckschanze

Der Heerhaufen ging zweifellos beim heutigen Kaiseraugst über den Strom. Das Operationsziel lag rechtsrheinisch und nur wenige Marschstunden entfernt, wie den Worten rasch in die Nähe gekommen' zu entnehmen ist. Daß Libino stromaufwärts marschierte, ist ebenso klar, denn nur vom Westhang des Eggbergs oberhalb von Säckingen hat man jenen Ausblick flußabwärts, welcher die Beobachtung anrückender Legionäre im Sinne von ,aber schon von weitem erblickt' überzeugend rechtfertigt. Aus der Bewegung der römischen Einheit war leicht ,voraussehbar', was geplant war. Die Alemannen konnten die Verteidigung ihrer "Metropole" organisieren, sich in der Nähe der Stadt' in Tälern verbergen, die Römer überfallen und zum Rückzug zwingen. Wie Ammian weiter berichtet (siehe Anhang b.), ging Julian kurze Zeit später mit besser ausgerüsteten Verbänden erneut über den Rhein. Diese zogen diesmal, damit nicht die Kunde von ihrem Herankommen die Barbaren in ihre Schlupfwinkel scheuche, in der tiefen Stille der Nacht über den Strom', erreichten das Ziel noch vor Morgengrauen und rächten den Tod des Comes. Auch dieses in wenigen Stunden ablaufende Unternehmen zeugt vom kurzen Weg bis zum Siedlungszentrum der Alamannen¹⁹).

Zusammenfassung

Die kontinuierliche Besiedlung des Säckinger Stadtgebiets deutet auf eine vorteilhafte örtliche Besonderheit und läßt über die Zeiten hinweg eine diesbezügliche Beständigkeit der Namenaussage erwarten. Wenn wir, dem folgend, die Kochsalztherme in den Mittelpunkt der Namensbildung rücken, dann müssen sich die prähistorischen Siedlungsvorgänge im sprachlichen Wandel der Ortsbezeichnung widerspiegeln.

Demzufolge vermute ich, daß die als Göttin verehrte Quellevon den Kelten Sēquona (idg. Wz. seikw — "gießen, rinnen, träufeln") genannt worden ist ²⁰). Der Quellort hieß Sēquoniācum, dessen keltorömische Kurzform Sēquonia bei den Alemannen, die das (lange) —ē— unter dem Einfluß von germ. seckana "Quelle" kürzten (s. Anm. 7), Seconia lauten mußte.

Aus einer Reihe von Indizien läßt sich folgern, daß die Alemannen das traditionsreiche

Heiligtum der Sēquona im 3./4. Jahrhundert zur Gauburg erhoben und meines Erachtens Sakjō "Ort, wo sich der Richter aufhält" genannt haben. Als "Richter" verstanden sich die alemannischen Stammeshäuptlinge, und das jō-Suffix kommt als Bildungselement frühalemannischer Stellenbezeichnungen zahlreich vor²¹).

Sakjō, als sprachgesetzlich vertretbarer Namensvorläufer Säckingens, überzeugt nicht zuletzt deshalb, weil aus dessen ironischer Lautnachahmung Ammians bislang als eigenständige Siedlung nicht nachweisbare Stadt Sanctio zu erklären ist. Durch Annahme einer Spott-Etymologie wird die offensichtliche geografische Identität zwischen dem heutigen Bad Säckingen und dem rätselhaften Oppidum der Römer auch namentlich bestätigt. Wenn man die Dinge schließlich nimmt, wie sie dokumentarisch in Erscheinung treten, ohne Unverständliches vorschnell als latinisierte Schreiberbildung aus dem Wege zu räumen, dann haben im 9. Jahrhundert neben Seckinga auch noch die Orts- und Insassenbezeichnungen Seconia, Seconis und Secanis bestanden²²). Aber bereits damals dürften diese kaum mehr als nichtssagende Worthülsen gewesen sein.

Die Säckingens Frühgeschichte erhellende Nachricht: "Siedlung, wo der Alemannenführer wohnt" war zum Untergang bestimmt, als die Franken im 6. Jahrhundert die Fürstenhöfe der alemannischen Kleinstaaten zerstörten. Diese blieben etwa 100 Jahre wüst, bis im 7. Jahrhundert eine neue Belegung einsetzte, in deren Verlauf Fridolin am Hochrhein missionierte. Durch das Streben des Klerus, die Erinnerung an die heidnische Wasserstelle zu verderben, dürfte dann bald auch Seconia: "Quellort der keltischen Göttin der Heilkunst" als historische Botschaft in Vergessenheit geraten sein.

Danksagung

Herr Professor Dr. Albrecht Greule, Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, hat mich mit wertvollen Hinweisen unterstützt.

Verzeichnis der benutzten Literatur

Adolf Bach: Deutsche Namenskunde Band I (1952), Band II (1953)

Bruno Boesch: Kleine Schriften zur Namensforschung (1981)

Rainer Christlein: Die Alemannen (1979)

Camilla Dirlmeier: Quellen zur Geschichte der Alemannen Band 1 (1976), Band II (1978)

Albrecht Greule: Beiträge zur Namensforschung, Neue Folge, Beiheft 10 (1973)

Jakob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch (1893), Nachdruck Band 14 (1984)

Alfred Holder: Alt-celtischer Sprachschatz Band 2 (1904)

Wolfgang Irtenkauf: Fridolin der heilige Mann zwischen Alpen und Rhein (1983)

Siegfried Junghans: Sweben, Alemannen und Rom (1986)

Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache (1975)

Wilfried Menghin: Kelten, Römer und Germanen (1980)

Rudolf Metz: Geologische Landeskunde des Hotzenwaldes (1980)

Duncan Norton-Taylor: The Celts. Die Kelten, Rowolt-Verlag (1978)

Hugo Ott: Säckingen, die Geschichte der Stadt (1978)

Wolfgang Seyfarth: Ammianus Marcellinus Römische Geschichte Band I-IV (1968)

Fritz Staehelin: Die Schweiz in römischer Zeit (1948)

Hermann Usener: Götternamen (1948)

H. J. Wolf: Beiträge zur Namensforschung, Neue Folge 3 (1968)

Anmerkungen

1) Ott, S. 73

²) Menghin, S. 125; Abb. 120

 ³) Holder, S. 1440; Segetā, Göttin der heißen Quellen, S. 1510; Sēquana, Quell- und Flußgöttin
 ⁴) Norton-Taylor, S. 82; Sēquana, Göttin der Heilkunst

5) Boesch, S. 415

6) Metz, S. 957; Abb. 498

7) In dieser zweiten, anno 878 in der Schreibweise Seckinga überlieferten Ortsbezeichnung, kann ein Reflex auf eine Nebenform des Quellenamens, nämlich voralam. Sekwana (daraus Sekkana, mit Lautverschiebung Seckana) verborgen sein. Sekkana könnten die Alemannen in Seckinga umge-

deutet und zunächst aufgrund des Ortsbefundes im Sinne von "die Genossen an der Quelle" verstanden haben, so daß in gewisser Weise Kontinuität des Quellenamens Sequona bestand, bis sich Seckinga "die Leute an der sakjo (ahd. secchia) durchsetzte.

8) Christlein, S. 46/47

9) Menghin, S. 127; Abb. 122

¹⁰) Dirlmeier I, S. 25; ,Räuber, die sich Richter nannten'; Seyfarth IV, S. 251; ,Der Herrscher der Thervingen Athanerich'; (Amm. 31.3.4, ,Athanari-

cus, Thervingorum iudex')

- ¹¹) Richter war wegen seiner Befugnisse in manchen Gegenden bis in unsere Tage die Bezeichnung für den Schulzen, den Vorsteher der Dorfgemeinschaft, der die Abgaben an den Grundherrn einzuziehen hatte. Ndd. Saake meint Rechtsanwalt und fries. Asega den Rechtsprecher in der Volksversammlung.
- ¹²) Boesch, S. 107 ff. nennt die Beispiele: ahd. spahho "Reisig", asächs. speckia "Knüppeldamm", in ONN "sumpfreiches Gebiet". Hecke, jō-Ableitung zu dem in "Hag" enthaltenen Stamm, hat mundartl. und in ONN teilweise die erweiterte Bedeutung von Wald. Boesch und Bach bezweifeln die jō-Bildung von Abstrakta; Grimm S. 1592 hingegen sagt, daß, ähnlich wie im Gotischen mittels des Suffixes -jön die Ableitung sakjō gebildet wurde, auch neben ahd. sahha "Streit, Zwist" ein secchia bestanden hat, das durch starke Flexion als eine jō-Bildung gekennzeichnet wird.
- 13) Greule, S. 228
- 14) Dirlmeier I, S. 25
- ¹⁵) Wolf, S. 190 ff.
- ¹⁶) Seyfarth II, S. 13; (Amm. 18.2.16)
- 17) Staehelin, S. 103
- ¹⁸) Ammian hat den Ortsnamen kommentarlos übernommen und dürfte sich auf einen Bericht des Castrum Rauracense gestützt haben. Dort kannte man den Zusammenhang natürlich; die Verbreitung lokaler Histörchen verbot sich jedoch in einem militärischen Lagebericht.

19) Christlein, S. 164, erwähnt in seinem Fundstellenregister unter Säckingen: 600 m nordwestlich des Altstadtkerns ein Brandgräberfeld mit germ. Waffen des 3./4. Jahrhunderts. An einen Zusammenhang mit Julians Strafaktion im Jahre 361 wäre

zu denken (vergl. Anhang b.).

²⁰) Zur Namenbildung vergl. Epona "Göttin der Pferde", Sirona "Behüterin der Schönheit" u. a. Auf sehr vielen Gebieten menschlicher Tätigkeit und Sorge lassen sich göttliche Beschützernamen nachweisen (Usener, S. 77).

²¹) Greule, S. 28, 35, 88 u. a.

²²) Balthers "Vita S. Fridolini" entstand nach einer alten Vorlage im 10. Jh. in Säckingen. In Seconis und Secanis ist römisches Sprachgut nicht zu bezweifeln. Der Wandel o « » a entspricht dem von

Sequona und Sequana; -is ist Abl. Plur. von Seconia als Ortskasus analog Patavis u. Lacianis in der Tab. Peut., die als Abschrift einer röm. Straßenkarte des 4. Jh. gilt. Latinisierte Bildungen hingegen sind: Seckingensis, a. 926, und Sekkingia, etwa a. 1010. Vergl. dazu Irtenkauf, S. 93, u. Pauly-Wissowa, 2. Rh., 3. Hb., Sp. 976 (1921).

Anhang

a.) Seyfarth II, Seite 133 (Amm., 21.3.1-3)

, Während dies vor sich ging und der Frühling schon vor der Tür stand, wurde er (Julian) von einer unerwarteten Nachricht erschüttert, die ihm Trauer und Kummer brachte. Er erfuhr nämlich, daß sich die Alemannen vom Gau des Vadomar erhoben hatten, von denen man nach Abschluß eines Vertrags kein Unheil mehr erwartete, und daß sie die Rätien benachbarten Gebiete verheerten. Nichts sollten sie unversucht lassen und mit ihren plündernden Scharen weithin umherziehen.

Damit dieses Ereignis infolge Unterschätzung keinen neuen Krieg hervorrufen sollte, entsandte er seinen Comes Libino mit den Kelten und Pedulanten, die bei ihm im Winterquartier (Vienne) lagen; er sollte die Angelegenheit, wie es die Vernunft er-

forderlich machte, in Ordnung bringen.

Als er rasch in die Nähe der Stadt Sanctio gekommen war, wurde er schon von weitem von den Barbaren erblickt. Sie hatten sich in der Voraussicht eines Zusammenstoßes in den Tälern verborgen. Der Comes sprach ermunternde Worte zu seinen Soldaten, die zwar an Zahl nicht ebenbürtig, jedoch von Kampfesbegierde stark erregt waren, und griff die Germanen unbedacht an. Bereits zu Beginn des Kampfes fiel er selbst als allererster. Sein Tod bestärkte die Barbaren in ihrer Zuversicht, während die Römer auf Rache für ihren Feldherrn brannten, und so entwickelte sich ein hartnäckiger Kampf. Da die Masse der feindlichen Scharen die Unsrigen in die Enge trieb, wurden sie zersprengt, aber nur wenige fielen oder wurden verwundet.

b.) Seyfarth II, Seite 135 (Amm., 21.4.7-8)

,Damit kein Gerücht über ihre Ankunft die Barbaren in ihre Schlupfwinkel verscheuchen sollte, überquerte er (Julian) in tiefer nächtlicher Stille den Rhein zusammen mit kampfbereiten Scharen von Hilfstruppen und umzingelte die Feinde, die nichts derartiges befürchteten. Als sie durch den Lärm der feindlichen Waffen aufgeschreckt waren, stürzte er, während sie sich noch nach ihren Schwertern und Waffen umsahen, eilende über sie her, ließ einige niederhauen und nahm andere, die sich aufs Bitten verlegten und Beute anboten, als Unterworfene an. Den übrigen, die noch geblieben waren, gewährte er auf ihre Bitte hin Frieden, nachdem sie unbedingte Ruhe versprochen hatten'.

Bedrohter Wald im Forstamtsbezirk Bad Säckingen

Ortgies Heider, Bad Säckingen

Der Forstamtsbezirk Bad Säckingen erstreckt sich am Hochrhein entlang von Murg im Osten bis Rheinfelden im Westen. Zu ihm gehört der Wald im Bereich der Gemeinden Bad Säckingen, Murg, Rickenbach, Rheinfelden, Schwörstadt und Wehr. Die gesamte Waldfläche beträgt über 8500 ha, davon entfallen mehr als die Hälfte auf den Privatwald, zumeist stark zersplitterten und parzellierten Bauernwald, dann folgen Gemeinde- und Staatswald und — mit insgesamt geringer Flächengröße — der Kirchenwald.

Naturräumlich-geographisch herrscht im Forstbezirk eine beachtliche Vielfalt. Im Raum Rheinfelden—Herten wird im milden, von der Burgundischen Pforte her beeinflußten Klima auf kleiner Fläche noch Weinbau betrieben, Reste eines früher viel ausgedehnteren Rebbaugebietes, das sich bis nach Wehr und Bad Säckingen erstreckte. Demgegenüber herrscht in den höchstgelegenen Teilen — im Gewann "Abhau" nahe dem Hornbergbecken wird die 1000-m-Grenze überschritten — das rauhe und feucht-kühle Klima montaner Schwarzwaldlagen.

Damit sind auch die beiden Landschaftsräume angesprochen, an denen der Forstbezirk Anteil hat: Im Westen der Dinkelberg, das fruchtbare Hügelland zwischen Hochrhein, Wehra und Wiese, geologisch dem Muschelkalk und Keuper angehörend, mit größtenteils guten bis hervorragenden Waldstandorten auf Löß- und Lehmböden. Hier herrschen von Natur aus die Buche und Eiche vor neben einer breiten Palette weiterer Laubbaumarten wie Esche, Ahorn, Kirsche und Linde oder auch sehr selten gewordene Arten, wie z. B.

die Elsbeere. Auch heute noch zeichnet sich der Dinkelberg, vor allem in den Altbeständen, durch einen hohen Laubbaumanteil aus, aber die Nadelbaumarten Fichte, Tanne und Douglasie haben in den letzten Jahrzehnten zunehmend an Boden gewonnen. Diese Entwicklung wird sich künftig zumindest im öffentlichen Wald nicht mehr fortsetzen, den standortgerechten Laubbaumarten wird heute in der forstlichen Planung eindeutig der Vorzug vor dem Nadelholz gegeben.

Im Osten reicht der Hotzenwald als südlichster Teil des Schwarzwaldes bis an den Hochrhein. Hier bestimmen die Urgesteinsformationen Granit und Gneis die Geologie, mit ebenfalls guten bis sehr guten, wuchskräftigen Waldstandorten in den tieferen Lagen, bis hin zu Böden mit nur noch mäßiger bis geringer Leistungskraft in den Hochregionen. Die natürliche Waldgesellschaft aus Buche und Weißtanne wurde hier schon seit dem vergangenen Jahrhundert immer stärker von der Fichte und in neuerer Zeit auch von der Douglasie verdrängt. Dem intensiven Bemühen, die Laubbaumarten und die Weißtanne wieder maßgeblich am Waldaufbau zu beteiligen, sind heute leider durch den starken Rehwildverbiß deutliche Grenzen gesetzt. Hier kann nur die Zusammenarbeit zwischen Forstleuten und Jägern Abhilfe schaffen, und erste Erfolge in dieser Richtung beginnen sich abzuzeichnen.

Welch bedeutende Rolle früher das Laubholz im rheinnahen Wald spielte, geht schon daraus hervor, daß die mächtigen Eichenstämme für den Bau und für weitere Renovierungen und Umbauten der alten Holzbrücke in Bad Säckingen ausnahmslos aus dem Säckinger Stadtwald stammen

Das Bild wäre unvollständig ohne Erwähnung der beiden wildromantischen, tief eingeschnittenen Flußtäler der Wehra und Murg mit grandiosen Felsbildungen und z. T. extremen Steilhanglagen. Im Wehratal wurde im unzugänglichsten Felsgebiet eine größere Waldfläche in den 70er Jahren zum Bannwald erklärt, ein Naturwaldreservat, in dem alle Eingriffe forstlicher und sonstiger Art strikt untersagt sind. Hier ist seit etwa dreißig Jahren, vom Feldberg her einwandernd, das Gamswild heimisch geworden.

Das Murgtal, nicht so wild und felsenreich wie das Wehratal, ist dennoch ein besonderes Kleinod, da es nur durch eine sehr wenig befahrene, im Winter nicht geräumte Gemeindeverbindungsstraße erschlossen wird. Die Ausweisung als Landschaftschutzgebiet dokumentiert den Willen, dieses Tal in seiner Unberührtheit und weitgehenden Ursprünglichkeit zu erhalten.

So vielfältig wie die natürlichen Voraussetzungen sind auch die Waldformen und die Aufgaben des Waldes im Forstbezirk. Er liefert nicht nur den wertvollen Rohstoff Holz für die heimische holzverarbeitende Industrie, seine Leistungen gehen weit darüber hinaus. Der Wald ist unentbehrlicher Regulator für den Wasserhaushalt, ohne ihn wäre es um unser kostbares Lebensgut Wasser weitaus schlechter bestellt. Er verhindert auf den Steilhängen die sonst unausweichliche Bodenerosion, er sorgt als natürlicher Luftfilter für die Reinigung unseres gleichfalls kostbaren Lebensgutes Luft, eine Leistung, die im Hochrheintal mit seinen zahlreichen Industrieanlagen gar nicht hoch genug einzuschätzen ist. Der Wald ist Erholungsraum für uns alle, für die zahllosen Waldbesucher im Verdichtungsraum Basel/Lörrach/Rheinfelden ebenso wie in dem vom Fremdenverkehr geprägten Schwarzwaldort Rickenbach, oder für die Genesung suchenden Kurgäste in Bad Säckingen. Besonderes Gewicht erhält der Wald aber heute als noch weitgehend naturnaher Lebensraum und oftmals letzter Zufluchts- und Überlebensort für eine Vielzahl bedrohter Pflanzen- und Tierarten, die in einer von vielfältigen Nutzungsansprüchen belasteten Landschaft keine Heimstatt mehr haben.

Dieser Wald mit seinen für uns lebenswichtigen Aufgaben gerät heute mehr und mehr in eine Existenzkrise. Bedrohungen mancherlei Art war der Wald schon immer ausgesetzt, aber noch nie war er so gefährdet wie heute durch das Waldsterben, das uns in erschrekkender und unmißverständlicher Deutlichkeit die Grenzen unserer Zivilisation und unseres Fortschrittsglaubens aufzeigt.

Niemand stellt heute ernsthaft in Frage, daß es die Luftschadstoffe sind, und hier vor allem die Schwefel- und Stickstoffoxide bzw. die sog. Photooxidantien als Umwandlungsprodukte der letzteren, die zu allererst für die seit mehr als zehn Jahren stetig zunehmenden Waldschäden verantwortlich gemacht werden müssen. Es ist auch genugsam bekannt, daß der Ausstoß dieser Schadstoffe seit dem Ende des 2. Weltkrieges riesenhafte Dimensionen angenommen hat. Mehrere Millionen Tonnen davon werden jährlich allein in der Bundesrepublik Deutschland in die Luft geblasen, aus Kraftwerken, Industriebetrieben und Heizungsanlagen, und aus dem Auspuff der Kraftfahrzeuge, deren Anzahl sich bei uns in den letzten dreißig Jahren verdoppelt hat!

Die Schadstoffe greifen sowohl als Gase wie auch als in Regenwasser gelöste Säuren die Nadeln und Blätter der Bäume unmittelbar an und führen zu deren vorzeitigem Altern und Absterben, und sie verursachen im Boden, in den sie als "saurer Regen" gelangen, chemische und biologische Veränderungen, deren Langzeitwirkungen noch gar nicht abzusehen sind.

Der Wald ist damit einer Dauerbelastung ausgesetzt, die er um so weniger verkraftet, je ungünstiger die sonstigen Lebensbedingungen für ihn sind. Auf den nährstoffreichen, gut mit Wasser versorgten und klimatisch begünstigten Standorten des Dinkelberges widersteht er der Schadstoffbelastung besser als auf den armen, teilweise flachgründigen und von Sturm und Schnee besonders heimgesuchten Hochlagen des Hotzenwaldes. Treten aber zu den ständig einwirkenden Luftschadstoffen noch Belastungen durch Witterungsextreme hinzu, wie außergewöhnliche Trockenjahre (z. B. 1976 oder 1983) oder abnorme Winterfröste (z. B. im Winter 1984/85), dann nehmen die Schäden auch in den eigentlich begünstigten tieferen Lagen sprunghaft zu und erreichen oft bedrohliche Ausmaße.

Betrachten wir die Waldschäden im Forstamtsbezirk Bad Säckingen etwas genauer, dann ergibt sich ein sehr differenziertes und vielschichtiges Bild. Es soll dabei im Rahmen dieser Darstellung auf Zahlenangaben, die ohnehin nur begrenzten Aussagewert haben, bewußt verzichtet werden.

Die wohl frühesten Anzeichen einer auffälligen Veränderung im Gesundheitszustand des Waldes zeigten sich im westlichen Teil des Bad Säckinger Stadtwaldes, dem "Tannwald". Schon Anfang der 70er Jahre wies der damalige Forstamtsleiter, Forstdirektor Schmieder, die Stadt auf Schadsymptome im fast reinen, damals ca. 70jährigen Nadelwald in der Umgebung des "Bruderhäusleberg", südwestlich des Bergsees, hin. Heute gehört dieser Waldteil, zusammen mit dem Gebiet um den Bergsee, zu den markantesten Schadensschwerpunkten im gesamten Forstbezirk, von der Straße Brennet-Bad Säckingen her für jedermann erkennbar. Es ist nicht zu übersehen, daß gerade dieser Wald auf einer vorgeschobenen Bastion des Eggberges den westlichen Luftströmungen aus dem Großraum Basel-Rheinfelden mit seiner hohen Konzentration von Industrieanlagen besonders ausgesetzt ist.

Ähnliches gilt auch für den Steilabfall des Hotzenwaldes zum Unterlauf der Wehra, eine ebenfalls in Richtung West—Südwest exponierte Region. Von Günnenbach beginnend über den Öflinger Wald bis hin zum "Waldberg" (Stadtwald Wehr) finden wir starke Schäden an Tanne und Fichte, aber zunehmend auch an der Buche, die hier besonders im Wald der Stadt Wehr noch einen beträchtlichen Flächenanteil innehat. Wehraaufwärts, etwa von der Burgruine Bärenfels an, erreichen die Schäden dagegen nicht dasselbe Ausmaß.

Es liegt nahe, hier einen Vergleich zu ziehen zur Situation am gesamten Westrand des Schwarzwaldes, der an die Oberrheinebene angrenzt. Dort konzentrieren sich die Schäden vor allem auf die häufigen Nebelstauzonen in einer Höhenlage zwischen 700 und 900 m, und gerade in diesen Nebelregionen, vor allem in den Herbst- und Wintermonaten, ist die Schadstoffkonzentration besonders hoch. Ganz ähnliche Verhältnisse herrschen in dem genannten Bereich des unteren Wehratales, und es ist wohl kein Zufall, daß gerade in Günnenbach nicht nur starke Waldschäden, sondern auch besonders auffällige Schäden an Obstbäumen, wie übrigens auch in ähnlicher Form an den gesamten Obstbaumbeständen im Hochrheintal zwischen Basel und Waldshut, festgestellt wurden.

Ein auch für den Laien deutlich erkennbares Ausmaß erreichen die Waldschäden schließlich auch an mehreren Orten im Innern des Hotzenwaldes, so z. B. im Staatswald "Thimos" bei Oberhof, in den Wäldern um Egg und Jungholz, oder an der "Vorwaldverwerfung", jener Geländestufe auf der Linie Hornberg — Altenschwand — Hottingen — Oberwihl, die den "vorderen" vom "hinteren Hotzenwald" trennt.

Wie stellt sich schließlich die Situation auf dem Dinkelberg dar? Hier bereitet vor allem der Zustand der Buche, der wichtigsten Baumart in dieser Region, Anlaß zu wachsender Sorge. An verschiedenen Waldorten, vor allem im Stadtwald Rheinfelden, soweit er den Teilgemeinden Nollingen und Herten zugehört, ist der Schädigungsgrad der Buche beängstigend. Noch sind es überwiegend Einzelbäume, die plötzlich kränkeln und dann im

Laufe eines Sommers so erhebliche Vitalitätsverluste erleiden, daß sie schnellstmöglich gefällt werden müssen, um drohende Verluste der Holzqualität zu vermeiden. Der Schritt bis hin zum flächenhaften Absterben könnte aber nur noch eine Frage der Zeit sein. Auch im Staatswald "Hagenbach" nehmen die Schäden rapide zu in bisher völlig intakten Buchenbeständen auf besten Waldböden. Hinzu kommt, daß immer häufiger bei Stürmen, vor allem bei Gewitterböen im Sommer, einzelne Buchen, aber auch andere Laubbäume wie Kirschen und Eichen, entwurzelt und vom Sturm geworfen werden. Das sind, bei diesen als ausgesprochen sturmfest geltenden Baumarten, früher kaum oder nie beobachtete Ereignisse. Auch in der angrenzenden Schweiz häufen sich Vorfälle dieser Art, und der Basler Botaniker Dr. Flückiger, der sich sehr intensiv mit den Ursachen der Schäden an Laubbäumen in den Basler Kantonen, im Aargau und auf dem Dinkelberg beschäftigt hat, führt dies auf eine massive Schädigung des Wurzelsystems besonders bei der Buche,

Der rasche Schadensfortschritt bei den Laubbäumen ist im übrigen nicht auf den Dinkelberg begrenzt. Die jährlich in Baden-Württemberg durchgeführten Waldschadensinventuren zeigen vielmehr deutlich, daß in den Jahren 1986 und 1987 die Symptome des Waldsterbens gerade bei den Laubbaumarten überdurchschnittlich zugenommen haben. Aus dem ursprünglich nur an einer Baumart, nämlich der Weißtanne, beobachteten "Tannensterben", das erst später auch auf die Fichte übergriff, ist also inzwischen ein landesund europaweites Waldsterben geworden, das keine Baumart mehr verschont.

Ergänzend zu den flächendeckenden jährlichen Waldschadensinventuren in Baden-Württemberg wurden darüber hinaus seit Ende der 70er Jahre im ganzen Land sog. "Dauerbeobachtungsflächen" angelegt, zunächst für die Baumart Tanne, dann zusätzlich für die Fichte, und seit einigen Jahren auch für die Buche und andere Laubbaumarten. Im

Forstbezirk Bad Säckingen liegen insgesamt fünf solcher Beobachtungsflächen, und zwar je eine für die Tanne im Stadtwald Bad Säkkingen und im Stadtwald Wehr, eine für Fichte und Tanne im Stadtwald Bad Säckingen, und zwei für die Buche auf dem Dinkelberg, dort im Staatswald "Hollwanger" und im Stadtwald Rheinfelden-Nollingen. Hier werden alljährlich sämtliche Bäume intensiv nach ihrem Schädigungsgrad beurteilt, zusätzlich werden Bodenproben entnommen und Untersuchungen der Bodenvegetation durchgeführt. Alle Beobachtungsflächen weisen vom Beginn ihrer Anlage an eine eindeutige Tendenz der Verschlechterung auf, nur leicht abgeschwächt durch die relativ günstige, kühlfeuchte Witterung in den Jahren 1986 und 1987.

Will man aus dem bisher Gesagten eine Art Bilanz ziehen, so steht sicher fest, daß das Waldsterben im Forstbezirk Bad Säckingen noch nicht die teilweise erschreckenden Ausmaße angenommen hat wie in den Hochlagen des Schwarzwaldes, so z. B. im Belchen- und Feldberggebiet, im Raum Schluchsee und St. Blasien oder im Gebiet der Hornisgrinde im Nordschwarzwald. Die Alarmzeichen sind aber unübersehbar, und sie müssen unbedingt ernst genommen werden.

Es gilt vor allem, die offenkundige Belastung des Waldes so rasch wie möglich zu vermindern. Das kann wirksam nur dadurch geschehen, daß die Luftschadstoffe drastisch veringert werden. Erste Erfolge bei der Drosselung von Kraftwerk- und Industrieemissionen sind erreicht, die Reinigung der Autoabgase hat demgegenüber noch einen beträchtlichen und dringenden Nachholbedarf. Von Seiten der Forstwirtschaft sind Hilfsmaßnahmen zur Abwehr der Schäden nur in sehr engen Grenzen möglich, so kommt besonders die Düngung bei uns nur auf wenigen, von Natur aus sehr nährstoffarmen und sauren Waldböden im Hotzenwald in Frage.

Es gilt aber unter allen Umständen, dem Wald weitere Substanzverluste und massive Eingriffe in sein natürliches Gefüge zu ersparen. Der Hochrheinautobahn würden, wenn sie nach den heutigen Planungsvorstellungen gebaut wird, allein im Forstbezirk Bad Säkkingen mehr als 200 ha Wald als unmittelbarer Flächenverlust zum Opfer fallen. Die Folgewirkungen, wie die Zerschneidung bisher zusammenhängender Waldflächen, Sturmund besonders Immissionsschäden an neu entstehenden, offenen Bestandsrändern und eine massive Beeinträchtigung der für unsere Wälder sehr bedeutenden Erholungsfunk-

tion, würden ein Vielfaches dieser Flächengröße betreffen.

Welch unschätzbaren Wert der Wald für uns und für kommende Generationen hat, erkennen wir leider oft erst dann, wenn er anderen Nutzungsansprüchen weichen mußte und damit zumeist unwiederbringlich verloren ist. Setzen wir darum alles daran, den Wald als eine unserer unentbehrlichen Lebensgrundlagen heute und in Zukunft zu bewahren und zu erhalten!



Schöni Trompeterschtadt

Bad Säckinge, schöni Trompeterschtadt, du Juwel am Hochrhii, du bisch e Pracht.

Die romantische gässli sin renoviert. Diini alte Hüser gar schmuck verzirt.

Vo witem grieße d Münschtertürm, wo usghalte hän scho mänke Schtürm.

Diini alti Holzbruck kchännt mr im ganze Land. De Trompeter vo Säckinge isch wältbekchannt.

De Diebes- und de Gallusturm sin Züge us alter Zit, au da wunderschöni Barockschloß, wo zmitts im Park drinn lit.

Kurklinike sin nüm e wäg z dänkche, me hilft dört viele chrankche Mänsche.

S Thermalwasser isch s Allerbescht für gsundi und chrankche Badegäscht.

S Jugendhus lit ideal und isch groß. De Bauschtil isch schön, seht us wie e Schloß.

De Bärgsee, des Kleinod, des ghört au dezue; me cha sich entschpanne, me findet dört Rueh.

St. Fridolin häts Chrischtetum brocht, des isch wohr und sich do säßhaft gmacht, vor mänke hundert Johr.

Du Schtadt am Hochrhii, scho ganz frieh bekchannt, au durchs Chloschter im Alemannenland.

De Scheffel hät sich do niderglo und isch au deno e paar Johr blibe. Er hät gern mol e Virteli gno, de Trompeter vo Säckinge gschribe.

Bad Säckinge, umge vom Hotzewald und Rhii, du chönntsch jo kchei schöneres Trompeterschtädtli sii.

Relinda Schmidt, Oflingen

Die vier rheinischen Waldstädte

Gemeinsamkeiten und prägende Unterschiede

Fritz Schächtelin, Gurtweil



Waldshut im 18. Jahrhundert war eine österreichische Amtsstadt am Hochrhein, Sitz des Waldvogtes. Eine Brücke wurde nie gebaut, dafür hatte Österreich die Rheinübergänge Rheinfelden und Laufenburg

Um die Waldstädte in der Geschichtsschreibung von den eidgenössischen Waldstädten zu unterscheiden, benützen die Historiker für die alten oberdeutschen Städte am Hochrhein die Bezeichnung "Rheinische Waldstädte". Die vier Kleinstädte am Hochrhein hatten eine politische und militärische Bedeutung, die weit über ihre Einwohnerzahl hinausging; im vorderösterreichischen Landtag bildeten sie einen eigenen Stand und waren jeweils durch ihre Schultheißen und Vögte vertreten. Die Matrikel von Neuenburg führt die Vertreter unter dem dritten Stand auf. Unter dem Titel "stett" sind auch aufgeführt: "der eynung

Maystern auf dem schwarzwald, Vogt und aynung".

Die Neuenburger Matrikel bietet sich als wichtige Quelle für die politischen Verhältnisse in der Mitte des 15. Jahrhunderts in Vorderösterreich an, zusammen mit der Bestandsaufnahme der burgundischen Pfandkommission, die über alle österreichischen Titel Auskunft gibt.

Der Hochrhein war nach dem Konstanzer Konzil, als die Eidgenossen vom König gegen Habsburg an den Rhein geholt wurden zur Reichsgrenze geworden, die älteste und die ruhigste. Obwohl im 15. Jahrhundert die Eidgenossen die gefürchtetste Militärgroßmacht waren, verzichteten sie auf die Besetzung der linksrheinischen Waldstädte Rheinfelden und Laufenburg. Niemand hätte sie hindern können, sie schoben sich über den Bözberg talwärts dem Rhein zu. Heute noch stehen an der Fricktäler Straße bei Hornussen die alten Grenzsteine mit dem Berner Bären, die Namen der ehemaligen Tavernen dokumentieren die Grenzziehung. Die Eidgenossen respektierten den habsburgischen Besitz im Fricktal und Laufenburg, denn die Erzstadt Laufenburg versorgte sie mit den Bergbauprodukten die sie für ihre Gewerbe, für Waffen und Werkzeuge brauchten. Sicher war diese Rücksichtnahme ein Beweis ihrer politischen Klugheit, denn sie selbst hatten noch keine Zeit gehabt, die Eisenproduktion in ihren Gebieten aufzuziehen.

Und später, in der Zeit der absolutistischen Religions- und Erbfolgekriegen gegen das ohnmächtig gewordene Reich standen zeitweise beidseits des Hochrheins kriegsmäßig ausgerüstete eidgenössische Regimenter, um alle vier Waldstädte vor den Mordbrennern zu hüten.

Denn der Rhein war mehr Lebensader als Grenze für die Hochrheinregion. Das Fricktal und die beiden linksrheinischen Waldstädte Laufenburg und Rheinfelden mit dem Fricktal als Erzquelle blieben beim Reich, wurden Partner der Eidgenossen, bis der Revolutionsgeneral Bonaparte radikal die Landkarte Europas veränderte und Österreich endgültig vom Rhein verjagt wurde.

Dies hatte begonnen im Jahr 1648 als die Habsburger aus ihrem sundgauischen Stammland vertrieben wurden, aus Ensisheim dem Sitz des "Regiments" wurde ein Dorf. Die vier rheinischen Waldstädte sind typische oberdeutsche Kleinstädte geblieben, jede hat eine andere Gründungsgeschichte, deshalb ein anderes städtebauliches Erscheinungsbild, ein anderes Gesicht, doch verband sie jahrhundertelang die gemeinsame österreichische Geschichte beim Reich.

Die Geschichte der vier Waldstädte ist ein Stück markante Reichsgeschichte, dabei darf nicht vergessen werden, diese Städte lagen in der "Wetterecke des Heiligen Römischen Reiches" um das Rheinknie. In den letzten zweihundert Jahren des alten Reiches von 1600 bis zum Untergang waren 100 Jahre Krieg fremder Mächte auf deutschen Boden, alles mußten die Alemannen rund um das Rheinknie bei Basel erdulden und erleiden. Städte, Burgen, Klöster und Dörfer blieben nur als Ruinen oder als "abgegangen" zurück. Sicher ist dies typisch oberdeutsch, typisch österreichisch und alemannisch trotz des gemeinsamen Schicksals beim Haus Habsburg — Österreich und beim Reich behielten die vier Waldstädte auch als kleine Bestandteile ihr eigenes Gesicht und ihre Eigenart bis heute. Das Verbindende und Trennende hält sich bis heute die Waage.

Dies aufzuzeigen ist die Absicht dieses Beitrages.

Im Jahr 1932 erschien der große Jahresband: Hochrhein und Hotzenwald des Landesvereins, es war eine Zusammenfassung der Geschichte am Hochrhein, zahlreiche Verfasser, die später bekannt wurden haben dabei mitgearbeitet.

Die Waldstädte am europäischen Achsenkreuz

Einführend eine kurze Charakterisierung der vier Städte. Sie lagen im Einflußbereich des abendländischen Achsenkreuzes um die Münsterpfalz, dem Rheinknie bei Basel.

Da gab es die Nord-Südachse mit den Heeres- und Handelsstraßen aus dem kaiserlichen Norden, den Städten am Rhein nach dem päpstlichen Süden. Wenn der deutsche König vom Papst gesalbt und gekrönt werden wollte, mußte er nach Rom ziehen, er brauchte sichere Verbindungen, Straßen, Brücken, Burgen.

Die Rheinbrücken und Aarebrücken waren einbezogen in das große politische Spiel, so wurde als Beispiel der Kanton Aargau die burgen- und städtereichste Landschaft im Voralpengebiet.

Zu der politischen Kraftlinie aus dem Norden kam später die Querachse Paris-Wien, Frankreich drängte an den Rhein. Alle Kämpfe um das werdende Europa wurden hier um dieses Achsenkreuz am Rheinknie bei Basel ausgetragen und zogen die Region mit hinein. Dies wiederum aber prägte die alemannische Selbstbehauptung.

Rheinfelden war schon im Mittelalter die größte Waldstadt, auch am besten befestigt an dem alten Rheinübergang, der Inselburg der Rheinfelder Grafen. Immerhin einer der Inselgrafen, mit Besitz beidseits des Rheins, wurde Herzog von Schwaben, dann ließ er sich von der antideutschen Partei verleiten sich zum Gegenkönig wählen zu lassen. Diese politische Kurzsichtigkeit kostete Land und Leben.

Napoleon erst machte Rheinfelden eidgenössisch. In der neuen Industriezeit entstand das erste europäische Flußkraftwerk und auf der badischen Seite eine neue Industriestadt, sie überflügelte das alte Rheinfelden und ist heute wieder — wie im Mittelalter — die größte Stadt am Hochrhein.

Säckingen, eine Inselstadt blieb eigentlich als Bürgersiedlung immer ganz im Schatten des fürstlichen Damenstiftes. Vom Kloster des Heiligen Fridolin wurden die ersten Mönchshöfe gebaut auf dem Hotzenwald, die Besiedlung des Waldes begann von Säckingen aus. Der territoriale Bestand des Stiftes lag jedoch linksrheinisch, da war es das erzreiche Fricktal, dann im Voralpengebiet Besitz am Zürichsee, Glarus, das Zollschiffsrecht auf dem Walensee und bis Vaduz (Liechtenstein). Durch Napoleon wurde das Stift liquidiert, die baden-württembergische Gemeindereform nahm Säckingen das Landratsamt, der bisherige Landkreis wurde aufgeteilt. Doch ohne die Last der verwaltungsmäßigen Mittelpunktsfunktion entwickelte sich Bad Säkkingen zu der Thermal-Badestadt und expandiert unter tüchtiger Leitung immer mehr.

Laufenburg entstand zielbewußt am Laufen und der Rheinbrücke von den Habsburger Kastvögten des Stiftes Säckingen gegen den Widerstand der Fürstäbtissin. Habsburg brauchte diesen eigenen Übergang zwischen dem Aargau und den neuen Besitzungen im Südschwarzwald.

Doch störten die Prozesse wenig und die Burg wurde Sitz der namensgebenden jüngeren Nebenlinie der Habsurger und das Städtchen zur "Erzstadt", das Rohmaterial kam aus dem Fricktal, Wasser und Kohlholz vom nahen Hotzenwald, das "Hännerwuhr" brachte das Wasser aus den Gletschermulden des Murgquellgebietes.

Die Eisenbetriebe lagen im "minderen Laufenburg". Als die Stadt wieder durch Napoleons Maßnahmen getrennt wurde, verlor das "meherer Laufenburg" seine Lebensader, stagnierte. Das zweite Flußkraftwerk am Rhein in Rhina wurde später gebaut und verband die Teile der Stadt wieder stärker, die Industriebetriebe siedelten sich allerdings auf der badischen Uferseite an.

Und aus dem "minderen" wurde das größere Laufenburg.

Waldshut, wie der Name sagt, als des Waldes Hut gedacht, auch im Wappen ausgedrückt, wurde von den Habsburgern zielbewußt als Verwaltungssitz ausgebaut, in Waldshut residierte als Vertreter der österreichischen Landesherrschaft der "Waldvogt". Von diesem Amt kamen der Namen der Waldstädte, die zu seinem Regierungsbereich gehörten.

Der Waldvogt hatte kein leichtes Amt; da saßen als Nachbarn die streitbaren Eidgenossen über dem Rhein, auf dem Wald die ebenso streitlustigen "Salpeterer" aus den acht Einungen "ob und unter der Alb".

Die Vertreibung Österreichs durch Napoleon am Rhein machte aus dem österreichischen Amtssitz eine badische Amtsstadt, die Verwaltungsreform 1975 dann den Sitz des Landratsamtes für den neuen Landkreis Waldshut, in dem auch der Hotzenwald wiedervereinigt wurde.

Der Rhein, Lebensader und Grenze einer Region

Ein Merkmal haben die vier Waldstädte gemeinsam, sie haben ihren mittelalterlichen Zuschnitt gesprengt, sie wurden Standorte der eidgenössischen Wirtschaft, auch auf deutschem Boden, als im letzten Jahrhundert der deutsche Zollverein entstand und die eidgenössische Industrie Zugang zum deutschen Wirtschafts- und Zollgebiet suchte.

Ohne Zweifel hat diese Entwicklung der Hochrheinstädte die wirtschaftliche Entwicklung begünstigt, zuerst durch die Textilindustrie, dann durch die Chemie. Die wirtschaftliche Verbindung hat die Landschaft mehr zusammengeschlossen als die politischen Grenzen trennen konnten, eine neue markante Entwicklung brachte dann noch mehr die Energiewirtschaft, auf die wir hier nicht eingehen können.

Laufenburg und Rheinfelden liegen linksrheinisch, Säckingen und Waldshut rechtsrheinisch. Es ist recht reizvoll, die Unterschiede ihrer Geschichte darzustellen und dabei festzustellen, daß es die spezifische Eigenschaft des Hochrheines war und ist, daß dieser Grenzfluß immer mehr verbindende Lebensader als trennende Grenze war.

Vom Bodensee her verband der Rhein die oberschwäbische Landschaft und die eidgenössischen Kantone, über Basel und die Aare mit der mit der Innerschweiz genau so wie an die Nordsee.

Ein Beispiel, welche Impulse davon ausgingen, war der Rappenmünzbund von 1387. Die oberdeutschen Städte und Herrschaften zwischen Vogesen, Alpen, dem Schwarzwald und Bodensee verbanden sich zu einer Währungsunion, die durchaus neuzeitliche Züge der modernen Infrastruktur trug. Hier beweist sich die Ausstrahlungskraft regionaler wirtschaftlicher und politischer Kräfte.

Einzeldarstellungen der vier rheinischen Waldstädte

Rheinfelden war früh bekannt als Hochadelssitz. Die Burg Stein, mitten im Rhein, war sicher der Anfang von Rheinfelden und hütete später die Brücke, um deren militärische Rolle lange und oft gestritten wurde; sie war sowohl Sperre wie Verbindung über den hier reißenden Rheinstrom. Schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts erwähnt, ist Rheinfelden die älteste der Waldstädte. Zuerst war sie Adelssitz, dessen Besitzungen sich rheinaufwärts bis in den Albgau ausdehnten. Diese mächtigen Grafen von Rheinfelden wurden schon 1057 Herzöge in Schwaben, griffen dann in die große Politik ein, sie verstrickten sich in die Intrigen um Kaiser und Reich, ließen sich von reichsfeindlichen Kräften zum Gegenkönig wählen, und als Reichsfeind verlor der Graf, Herzog und Gegenkönig, sowohl seine Herrschaft wie sein Leben, als er sich 1080 mit dem rechtmäßigen König militärisch messen wollte. Sein Erbe ging an die Zähringer, deren Stern im oberen Deutschland aufgegangen war, Rheinfelden wurde zum wichtigen Rheinübergang oberhalb von Basel, und aus dem Brückenkopf auf der linken Rheinseite entwickelte sich eine Stadt. Als die Zähringer "Reichsvögte" in Zürich wurden, später "Rektoren" in Burgund und eine ganze Reihe von Städte im Voralpengebiet gründeten, stieg die Bedeutung der Stadt und des Rheinüberganges.

Die Zähringer wurden mit Titeln und Rechten in der Westschweiz ausgestattet und entschädigt, als sie die Auseinandersetzung mit den Staufern um das Herzogtum Schwaben verloren hatten.

Rheinfelden bot sichere Verbindungen durch den leicht überwindlichen Jura in das Aaretal. Schon die Römer waren hier durchgezogen und hatten die Bözberg- und Hauensteinlinie ausgebaut. Noch heute kann man auf den Römerstraßen wandern, es sind heute abgelegene Nebenstraßen im Wald.

Aus dem Jahr 1204 hat die Stadt besondere Bedeutung, sie besitzt einen "doppelten Stadtring", eine alte und neue Stadt wird genannt, die Stadt im Vorfeld der Inselburg hat sich rasch vergrößert und gilt als bedeutende Festung am Hochrhein.

Durch das frühe Aussterben der Zähringer ändern sich am Hochrhein die Machtpositionen, vorrübergehend wurde Rheinfelden Reichsstadt, doch war dies nur ein politischer Schachzug vorübergehender Art, dann kam es unter Basler Einfluß, die große Reichsstadt wollte keine Konkurrenz vor den Stadtmauern, die Basler Bischöfe drängten nach Osten, so wie die Konstanzer Bischöfe westwärts dem Rhein entlang.

Doch dann kam die Zeit der Habsburger; sie setzten sich am Hochrhein und im Südschwarzwald fest, wurden Vögte für das Kloster Säckingen und später St. Blasien. Nach 1330 stoppte Habsburg die vordrängenden Fürstbischöfe von Basel und Konstanz, es hatte seine eigene politische Konzeption und baute seine Hausmacht aus. Rheinfelden wurde habsburgisch, vorderösterreichisch bis zu Napoleon, natürlich, wie es der bewegten Geschichte am Hochrhein und der "Wetterecke" entsprach, mit zahlreichen Zwischenspielen.

Um 1415 stritten die Bürger nochmals wieder hartnäckig um ihre Reichsfreiheit.

Die oberdeutschen Bürger nahmen das Reich ernster als die Landesfürsten, sie waren anfänglich erfolgreich, 1418 verlieh ihnen sogar der Kaiser den Blutbann, also die hohe Gerichtsbarkeit unter König Sigmund. Die große Reichsstadt Basel unterstützte sie kräftig, denn eine kleine Reichsstadt vor den Toren wäre den Baslern angenehmer gewesen als ein österreichischer Stützpunkt.

Doch Rheinfelden konnte im Wirbel der Ereignisse nach 1450 seine Privilegien nicht behaupten, die Bürger mußten 1499 wieder der habsburgischen Herrschaft huldigen und blieben bis zu Napoleon österreichischer Landstand. Die ehemalige Herrschaft Rheinfelden erstreckte sich auch rechtsrheinisch bis kurz vor Basel am Grenzacher Horn, wo die Markgrafschaft Baden begann. Die ehemalige Waldstadt wurde dann Badeort, als man Sole und Thermalwasser entdeckte. Das Industriezeitalter ließ dann neben dem neuen Flußkraftwerk auf dem badischen Ufer auf

dem bisher freien Feld eine neue Industriestadt entstehen, die sehr rasch die bisherige Mutterstadt überflügelte und sich zur größten Stadt am Hochrhein entwickelte. Konzerne aus dem Industriegebiet siedelten sich an, auch stromintensive Betriebe, welche die neue Energiequelle ausnützten.

Säckingen hatte einen ähnlichen Ursprung wie Rheinfelden. Nur war es keine Burg auf einer Rheininsel sondern ein Kloster. Nach der Legende fand der Heilige Fridolin, den man später den Alemannenapostel nannte, auf der Insel den Standort für eine Einsiedelei, aus dem folgenden Benediktinerkloster entwickelte sich ein fürstliches Damenstift von großer Bedeutung.

Die Rheininsel selbst wurde zum interessanten Fundort zur Ur- und Frühgeschichte, weltweite Verbindungen der Rheininsel lassen sich aus den Funden ablesen als Zeichen, daß der Rhein schon früh eine Völkerstraße war. In den bronzezeitlichen Fundstätten wurden ägyptische Perlen und Kauritmuscheln gefunden. Auf dem Röthenkopf über dem Säckinger Bergsee liegen steinzeitliche Fundstätten, im Kühmoos auf dem Eggberg standen Pfahlbauten, später bezogen die römischen Besatzungstruppen die Insel in ihr Verkehrssystem ein. Der Hochrhein war römische Schiffsverkehrsstraße, am Hafen von Bregenz residierte der römische Admiral für die römische Besatzungsflotte auf dem Rhein. Von der Rheininsel aus begann die früheste Besiedlung des Hotzenwaldes, eine Kette von Mönchshöfen der Benediktiner zog sich bis in die Gletschermulden bei Herrischried, erst viel später drängte vom Norden her St. Blasien in den Wald.

Aus der frühen Besiedlungszeit stammt das System der Hotzenwälder Wuhren, nach Säckingen führte vom Hornberg im westlichen Wald das "Heidenwuhr". Die Erbauung der Wuhren ermöglichte erst die überlokale Besiedlung, denn diese Wuhren hatten die Aufgabe einmal zuerst zu entwässern, dann mußten sie Trockengebiete bewässern, trieben Mühlen und Sägen und der Verlauf des

Heidenwuhr zeigte, daß zum Schluß die Gewerbebetriebe im Tal, auch auf der Säckinger Rheininsel, vom Heidenwuhr versorgt wurde. Die Wuhren sind eine hydrotechnische Meisterleistung der frühen Siedler, um 1207 fand der erste Prozeß um das Wasser und Kohlholz statt. Der Bergsee bei Säckingen war schon vor 1800 ein Speichersee, der "Seeakkord" ein Wirtschaftsvertrag, dessen Rechte heute noch zum Teil grundbuchamtlich gültig sind. Über die alte steinerne Rheinbrücke ging das Wasser auf die Insel.

Noch ist die Geschichte der Wasserversorgung vom Wald und am Hochrhein nicht geschrieben.

Im Jahr 1173 übergab Friedrich I. (Barbarossa) die Vogtei über das Inselkloster an Albrecht III. von Habsburg, nun fanden die Aargauer Grafen eine Brücke über den Hochrhein zum Schwarzwald, die sie sehr zielbewußt ausbauten. Von Säckingen aus ging der Besitz des Stiftes über den Bözberg in die Innerschweiz. Das Tal von Glarus war sehr umfangreich, daran schlossen sich die Schiffahrtsrechte über den Walensee an und Grundbesitz gab es auch um die Höfe von Vaduz, dem heutigen Liechtenstein.

Säckingens Äbtissin war Reichsfürstin, hohe Namen gaben sich dort ein Stelldichein.

In der Chronik von Colmar aus dem Jahr 1272 ist nachgewiesen, daß das "castell Säkkingen" niedergebrannt worden ist. Demnach hatten die Habsburger also damals schon aus dem Dorf vor dem Kloster eine befestigte Siedlung gemacht. Sie blieb natürlich immer im Schatten des mächtigen Stiftes, doch wurde der Ausbau gefördert durch die habsburgischen Vögte sowie die Herren von Schönau als Meier des Stiftes, diente sie doch den gemeinsamen Herrschaftsabsichten. An der hölzernen Rheinbrücke stand der Hallwiler Hof, im Westen der Stadt bauten die Herren von Schönau ihr eindrucksvolles Schloß.

Das Adelsgeschlecht verstand es, sein Einflußgebiet beidseits des Rheins bis in das Wiesental und auch im Grenzgebiet des Hotzenwaldes auszubauen. Sicher darf hier ange-

merkt werden, daß Säckingen als Grund- und Leibherrin, vertreten durch die Freiherren von Schönau, nie Auseinandersetzungen um den Wald hatte wie etwa St. Blasien.

Säckingen wurde weltberühmt durch Joseph Victor von Scheffel und seinen Trompeter, mit seinem "Trompeter von Säckingen" wurde er nicht nur zum bekannten Dichter und Sänger, sondern auch zum Taufvater des Hotzenwaldes.

Im Vorwort der Neuauflage heißt es: "Vom Bözberg kam ich jüngst zum Rhein gezogen ein heimatlich Verlangen trieb mich hin zur Landschaft deren Duft ich einst gesogen zur heiteren Stadt des Heilgen Fridolin.

Als ob des Wandrers Wiederkehr sie freute erstrahlte sie herbstsonniglich und klar, Ihr Münster, das sich stattlich erst erneute erspiegelte im Strom der Türme Paar;

Hoch nordwärts strich, die Nebel blau durchglänzend der Hotzenwald, die Ferne fein umgränzend!"

Damit war der seit Jahrhunderten im umgangssprachlichen übliche Namen "Hozzen" in die Literatur eingeführt.

Scheffels Bezeichnung wurde allgemein benützt, dann von den Geographen übernommen, er wurde für das Gebiet der Einungen der ehemaligen österreichischen Grafschaft Hauenstein ob und unter der Alb verwendet. Der Hotzenwald wurde aufgeteilt an die beiden badischen Ämter in Säckingen und Waldshut, die Alb in der Mitte wurde Grenze. Im Jahr 1975 als wieder einmal eine Reform fällig war, verlor Säckingen sein bisheriges Landratsamt, der Hotzenwald wurde im Landkreis Waldshut "wiedervereinigt". Natürlich wehrten sich die Säckinger, doch ihre Stadt feierte als Bad Säckingen dann eine glanzvolle Wiederauferstehung, heute ist sie "Die Kurstadt am Hochrhein".

Laufenburg Die einzige Waldstadt, die sich schon im Mittelalter beiderseits des Rheins



Wappen der Stadt Waldshut im Rathaussaal in Rheinfelden (CH). Stiftung der Stadt Waldshut nach dem Rathausbrand und dem Neubau des Rathauses (1532)

Die Stadt Waldshut hatte das Recht neben ihrem Wappen mit dem Waldshuter Männli als Fahne den habsburger Löwen zu führen

(Bild: Archiv Geschichtsverein)

sich ausdehnte, war Laufenburg. Sie bietet noch heute das mittelalterliche Bild. Im "mehreren Laufenburg" wohnte man, im "minderen Laufenburg" war die "Erzstadt". Diese war so bedeutend, daß Kaiser Maximilian für sie eine eigene Hammerordnung erließ.

Die schmale Stelle um den Laufen wurde von zwei Burgen bewacht, rechtsrheinisch die kleinere Burg Oftringen und auf der Klippe, die geologisch noch zum Grundgebirge des Schwarzwaldes gehört, die eigentliche Burg am Laufen. Diese Anlage hütete den Schiffsumladeplatz über und unter dem Laufen. An dieser schmalen Stelle entstand die Brücke. Die Gotteshausleute von Säckingen hatten freien Übergang, und die Fürstäbtissin als Grundherrin vergabte ihrem Vogt, dem Habsburger, die beiden Burgen und handelte sich damit viel Ärger ein. Mit dem politischen

Weitblick, der die Habsburger auszeichnete erkannten sie den Wert dieses Flußüberganges.

Aus dem Jahr 1207 stammen Urkunden über den Streit um die Stadt, um Wasser und Kohlholz, das hohe Schiedsgericht entschied zwar für die Grundherrin, doch die Habsburger bauten ihre Burg und ihre Stadt aus, sie erreichten für die neue Stadt Privilegien und Gerichtshoheit, eine Habsburger Stadt entstand im Stiftsgebiet.

1315 entsteht das erste Habsburger Urbar, alles auch über Laufenburg ist bis auf das letzte geregelt, Laufenburg ist eine habsburgische Stadt und Stützpunkt der Herrschaft am Hochrhein.

Die hohe Burg über der Stadt wurde für eine Zeitspanne Sitz der jüngeren habsburgischen Nebenlinie Habsburg-Laufenburg, dazu gehörte der innerschweizerische Besitz und der althabsburgische Besitz um Ottmarsheim sowie die Vogtei im Schwarzwald, die Grafschaft Hauenstein. Doch schon 1396 erlosch diese Linie; der letzte Graf Hans wurde zur legendären Figur für die Hauensteiner mit seinem Revers und dem Freiheitsversprechen. Ausdrücklich wird Laufenburg in der Hammerordnung des Kaisers Maximilians genannt, nach der es ein erstaunliches Maß an Selbstverwaltung hatte. Der Laufen als Schiffsumladestation und die Brücke erbrachten Laufenburg gute wirtschaftliche Grundlagen, und die Laufenburger Zünfte genossen hohes Ansehen.

Bei der Besetzung des Aargaus wurde Laufenburg mit dem Erzgebiet Fricktal und der Erzstadt ausgespart, und weiterhin bezogen die Eidgenossen von dort ihr Eisen für Waffen und Geräte.

Römerstraße Laufenburg war als zweiter Standort eines Flußkraftwerkes ausersehen. Es gab bei seinem Bau harte Auseinandersetzungen um die Zerstörung des Laufen als Naturdenkmal, doch die Bürger wünschten das Kraftwerk, sie versprachen sich wirtschaftliche Verbesserung für die "nutzlos getrennte"

Stadt. Und wie bei Rheinfelden auf dem badischen Ufer wurde nun das "mindere Laufenburg" zur größeren Stadt, zahlreiche Industriebetriebe siedelten sich an, die Elektrochemie und Textilindustrie. Heute noch gibt es kleinere Betriebe, am alten "Hännerwuhr" angesiedelt, die Energie vom Hotzenwaldwasser beziehen, wenn auch für heutigen Bedarf nur geringe Mengen. Die heute noch bestehenden Wuhrengenossenschaften sind sicher die ältesten Wirtschaftsorganisationen am Hochrhein.

Waldshut ist wie Laufenburg eine typische habsburgische Stadtgründung. Doch gab es keinen Streit mit der Grundherrin wie in Laufenburg, die neue Verwaltungsstadt der Habsburger war notwendig, zwei Städte waren schon in der Nähe der Aaremündung, Tiengen und Klingau, sie gehörten dem Bischof von Konstanz.

Von 1207 stammten die ersten Rechte der Habsburger im Südschwarzwald, die Pfarrei Hochsal, dann folgte die Vogtei über das Kloster Säckingen, 1145 kam dazu die lang umstrittene Vogtei über das "Gotshus uf dem Schwarzwald, St. Blasien".

Die Habsburger wußten ihre politischen Möglichkeiten zu nützen, dafür bauten sie Waldshut als ihre Verwaltungsstadt und Sitze des "Waldvogtes" aus.

Sicher war Waldshut keine absolute Neugründung, das spätere Greiffeneggschlößchen war schon aus der Stauferzeit ein königliches Hospiz, am Stadtrand verschwand das bisherige alemannische Dorf Stuntzingen und eine Burg.

Schon die Römer hatten in ihrer Rückzugszeit gegenüber von Waldshut, so an der Wutachmündung und in der Nähe der Aaremündung Wachttürme gebaut, der sicherste Beweis, daß auf dem Hochufer, wo die spätere Stadt ausgebaut wurde, schon in der Frühzeit Besiedlung vorhanden war, welche die Römer überwachen wollten.

Des "Waldes Hut" hütete nun die Aaremündung ebenso wie die Straße Basel – Konstanz sowie die Rheinschiffahrt und den Aufstieg

auf den Wald. Schon 1411 entstand in Waldshut ein heute noch bestehendes Spital.

Das städtebauliche Bild dieser Waldstadt spiegelt den Gründungszweck eindeutig, Waldshut wird oft als die am besten erhaltene Habsburgerstadt bezeichnet mit seinen hohen Toren und dem klaren Grundriß, da ist nichts zufälliges Wachstum, alles ist gewollt und geplant auf dem Reißbrett und bis heute erhalten.

Eine liebenswürdige Legende rankt sich um die Stadtgründung und ist hoch oben an das Schaffhausener Tor gemalt. Als der Name gesucht wurde, machte man einen Wettbewerb und schrieb einen Beutel voller Dukaten aus. Ein Bäuerlein vom Wald kam und zitierte: "Ich streich das Geld in meinen Hut,

die Stadt soll heißen "Waldes Hut'!"

So heißt sie heute noch und ebenso der Landkreis mit dem wiedervereinigten Hotzenwald. Waldshut war Amts-, Zoll-, Hafen- und Marktstadt und gewann rasch Bedeutung, 1468 im Jahr des Waldshuter Krieges trat sie in das Licht der Öffentlichkeit, um die Kriegsschulden zu bezahlen nahm der Erzherzog ein Darlehen bei Burgund auf. Die Folge davon war die burgundische Pfandschaft, war jedoch nur der Auftackt für noch größere kriegerische Aktionen gegen den großen Herzog. Der Burgunder hatte große Pläne, doch war er ein Held ohne politische Weitsicht, seine natürlichen Verbündeten gegen das Reich und Frankreich, die Eidgenossen, machte er zu seinen Totengräbern. Wieder entstand im oberen Deutschland eine Vereinigung über die Grenzen hinweg, unterstützt mit französischem Geld und österreichischer Duldung, mit den Eidgenossen bildete sich die "niedere Vereinigung" der Städte und Länder rings um das Rheinknie, ein alemannischer Volkskrieg wurde aufgeboten, wie 1444 gegen die Armagnaken. Die Eidgenossen eröffneten den blutigen Schlußreigen.

"Bei Grandson verlor er seinen Mut, bei Murten sein Gut, bei Nanzig sein Blut." Die Kriegsbeute teilten sich Frankreich und Österreich, von Burgund blieb nur die Erinnerung.

Das habsburgische Waldshut ist mit der Klettgauresidenz Tiengen eine Doppelstadt von besonderem Reiz. Da ist in Tiengen die typische, verträumte süddeutsche Kleinstadt als Sitz der gefürsteten Klettgaulandgrafen mit Schloß und der Peter-Thumb-Kirche, einer Perle des Barock.

Die Kaiserstraße in Waldshut ist in ihrem Baubestand typisch habsburgisch, mit spätgotischem Zuschnitt. Kaum eine andere Stadt hat es so verstanden, ihre historischen Bauwerke zu erhalten und für Zwecke der Gegenwart nutzbar zu machen.

Die Waldstädte und die Eidgenossenschaft

Schon der Einzelüberblick zeigt den engen Zusammenhang der Geschichte am Hochrhein.

Das 15. Jahrhundert, die große Zeit der Eidgenossen fällt zusammen mit der Schwäche des Reiches und des Hauses Habsburg. Nach dem Schwaben- oder Schweizerkrieg 1499 schlossen sich die beiden größten Städte am Hochrhein, Basel und Schaffhausen, der Eidgenossenschaft an, damit veränderten sich zwar die politischen Verhältnisse, doch waren jetzt die Auseinandersetzungen zu Ende. Nach dem dreißigjährigen Kriege, als Österreich aus den Stammlanden am Rheinknie im Elsaß vertrieben wurde, gab es genügend Versuche auch den Hochrhein loszureißen, deshalb blieben lange Jahre Besatzungstruppen im Land. Damit wären nicht nur Brükkenköpfe sondern Aufmarschgebiete gegen das Reich vorhanden gewesen.

Doch kaum war diese Gefahr vorbei, begannen die absolutistischen Erbfolgekriege, da ging es neun Jahre um die Pfalz, dann um Spanien, die europäischen Großmächte tobten sich aus im ohnmächtig gewordenen Reich, die deutschen Landesfürsten zeigten kein Reichsinteresse, sie verkauften ihre Landeskinder von Gottes Gnaden an die Koloni-

almächte um ihre barocken Residenzen nach dem Muster von Versailles zu bauen.

Am Hochrhein wurde wieder überregionale Politik gemacht. Rheinfelden und Laufenburg, linksrheinisch gelegen wurden dem eidgenössischen Neutralitätsschutz angeschlossen, während Säckingen und Waldshut von den Mordbrennern geplündert und verbrannt wurden, in Waldshut überlebten kaum noch hundert Menschen.

Die eidgenössische Tagsatzung genehmigte dann Österreich zwei Regimenter anzuwerben und in den Waldstädten zu stationieren um weitere barbarische Aktionen zu verhindern.

Es wurde vorrübergehend ruhiger am Hochrhein, doch dann kam um so wilder und verheerender der revolutionäre Feuersturm aus dem Westen, was nicht früher schon gestohlen war wurde jetzt geplündert, Neutralität war nicht mehr gefragt, es wurde nur noch befreit und geplündert. Dann folgte die endgültige Trennung der Waldstädte im Zeichen der Säkularisation und Mediatisierung und der Vertreibung Österreichs vom Hochrhein.

Die beiden linksrheinischen Waldstädte kamen zum neuen Kanton Aargau, Säckingen und Waldshut zum neuen Großherzogtum Baden.

Die alte Bezeichnung für das Rheinknie "Wetterecke des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation" bewies ihre zutreffende Markierung, während der letzten 200 Jahre des alten Reiches bis der Kaiser seine Krone niederlegte als sich die deutschen Landesfürsten mit dem Rheinbund sich unter der Fahne Napoleons versammelten, mußten die Menschen einhundert Jahre Krieg, Plünderung, Brandschatzung erdulden und erleiden. Jetzt mußten die Waldstädte wieder wie bei ihren Anfängen eigene Wege gehen. Im Jahresband Hochrhein-Hotzenwald hat der Landesverein Badische Heimat schon 1932 die Besonderheiten der Landschaft um den Hochrhein behandelt. Der heutige Beitrag wollte nochmals vor allem die Vielfalt zeigen, die Rolle Habsburgs in diesem typischen alemannischen Land, wo der angebliche Grenzstrom Rhein bis heute, wie im Verlauf der Geschichte immer mehr Lebensader als Grenze war.